

Gurr Power

Andreya Casablanca und Laura Lee sind Gurr. Das Indie-Duo aus Berlin gehört zu den wenigen Rock-Bands, die aus Frauen bestehen. Was bedeutet das? Wir haben sie in London begleitet.

Von Johanna Dürrholz

Als Andreya Casablanca da oben steht und schwer atmend fragt: „Are you guys ready to hold me?“ – da bekommt man doch kurz Angst. Ihre Sorge, dass niemand zu ihrem Gig kommen könnte, war zwar unbegründet (natürlich war sie unbegründet und noch dazu ein womöglich weibliches Problem), doch brechend voll ist es an diesem Donnerstagabend nicht in „The Garage“, einem Livemusik-Club in London. 200 Leute sind da, ausnahmslos hingerissen. Jedenfalls steht Casablanca am Rande der Klippe, nein, Bühne, in ihrem viel zu weiten blassrosa-farbenen Vintagekleid, das um den schmalen Körper schlottert, sie hat zum ersten Mal die Gitarre abgelegt, mit der sie zuvor verschmolzen schien: eine stolze Kriegerin der Rockmusik, das Mikro in der Hand, bereit zum Absprung.

Springt sie? Die Zuschauer rücken zusammen, Laura Lee schreit heiser „One, two, three“, Schlagzeug, Bass und Lees Gitarre setzen wieder ein – und ab geht Andreya Casablanca, springt, wird aufgefangen, schwebt anmutig über den Köpfen. Eine Ophelia, ein blasses Mädchen in wallendem Kleid auf wabernden Händen.

Sie singt aber einfach weiter mit kräftiger Stimme, brüllt ins Mikrofon, und die Menge unter ihr wiegt sich hin und her, ein sanftes Meer, das sie auf sicheren Wellen davonträgt. Nach 45 Sekunden ist alles vorbei, der Security-Mann muss nur leicht von unten drücken, den Rest erledigen die Fans: In fließender Bewegung schubsen sie Casablanca zurück auf die Bühne, und ihre Rückkehr dorthin ist ein Triumph.

Es ist der letzte Gig des Jahres für das Duo Gurr, ein Donnerstagabend im Londoner Stadtteil Highbury End, und Andreya Casablanca und Laura Lee sind nervös. „The Garage“, das ist eine Ansage, hier haben Jack White, Muse, Oasis und die Arctic Monkeys gespielt. Erst heute sind sie in London angekommen, gemeinsam mit Sally, der Bassistin, die seit zwei Jahren mit ihnen auftritt, Elias, der heute am Schlagzeug sitzt, und Amande, ihrer Tourmanagerin, die selbst mal eine Band hatte. Sofort haben sie geprobt, in einer Art Stundenhotel-Proberaum, den man sich für schnelle Proben mieten kann.

Jetzt sind sie im Club, die beiden Vorbands schieben Boxen und Geräte herum. Laura Lee springt von der Bühne, wo sie gerade noch Soundcheck gemacht hat, und quatscht mit den Musikern. „Das ist jetzt aber doch voll der Boysclub geworden“, sagt sie. Tontechniker, Lichttechniker, Roadies, das sind in der Regel alles Männer, wie meist auch die Rockmusiker selbst. Man ist an diesen Anblick so gewöhnt, dass man ihn oft nicht hinterfragt, dass man das ungute Gefühl, hier beim Soundcheck irgendwie fehl am Platz zu sein, immer auf mangelnde Coolness, nie auf das eigene Geschlecht, die eigene Weiblichkeit schiebt.

Gurr, das ist das Gurren der Tauben, die Laura Lee so wenig mag, dass sie ihretwegen sogar die Straßenseite wechselt. Und Lee und Casablanca, das sind Künstlernamen, die sie sich gaben, weil sie internationaler klingen wollten, cool. Andreya Casablanca dachte dabei natürlich auch an Julian Casablancas, den Sänger der Strokes. Als sich Casablanca und Lee 2010 an der Freien Universität Berlin kennenlernten, mochten sie sich einfach. Sie studierten Nordamerikastudien, und sie hörten die gleiche Musik. Casablanca spielte aber noch mit ihrer Band aus Nürnberg zusammen, Lee war zuvor Schlagzeugin in Bands in Oldenburg gewesen. Irgendwann merkten sie, dass sie ähnliche Vorstellungen vom richtigen Sound haben. Also gründeten die beiden Freundinnen eine Band.

Freundinnen sind sie acht Jahre später noch immer, beste Freundinnen, und Bandkolleginnen sowieso. Die Dynamik zwischen den beiden könnte Außenstehende neidisch machen. Sie verstehen sich blind, haben einen ähnlichen Humor, den gleichen Geschmack und sind doch so verschieden, dass sie sich ergänzen können.

Nach dem Soundcheck müssen sie etwas essen, auch wenn sie keinen Hunger haben – die Aufregung. Jedenfalls ziehen die Band, ihre Managerin und der Tontechniker in den „White Swan“, einen Pub nebenan. Es gibt All-Day-Brunch, das ist so etwas wie das Full-English-Breakfast: Eier, Speck, Würstchen, Bohnen, Pommes, für Lee das Ganze auf Vegetarisch, dazu für sie Cola, für Casablanca Tee wegen der Stimme.

„We do Girl Rock, that's our new genre: Girl Rock“, wird Laura Lee später beim Auftritt sagen. Sie meint das natürlich ironisch: „Der Test ist ganz leicht. Man schaut einfach, ob man irgendwie auch 'Boy' vor ein Wort fügen muss. Gibt es etwa ‚Boy Rock‘?“ Gibt es nicht, dafür gibt es aber Frauenfußball und - Fußball. Woran aber liegt es, dass man so wenig Frauen in Bands sieht? Spielen sie klassische Instrumente? Wollen sie lieber Popsängerinnen werden? Starke Frauenfiguren gibt es durchaus in der Popmusik, von Beyoncé über Rihanna bis zu Adele. Das Instrument, mit dem sie glänzen, ist allerdings ihre Stimme. Im Oktober erst gab es einen Aufschrei, als das Hurricane Festival, das mit mehr als 60.000 Besuchern neben Rock am Ring zu den größten Rockmusikfestivals Deutschlands zählt, sein vorläufiges Line-up veröffentlichte. Anzahl der Bands: 25. Anzahl der Frauen: 0. Das fiel besonders auf, weil in einer Bilderstrecke auf dem Facebook-Profil des Festivals alle Bands gezeigt wurden. „Ich finde das etwas verstörend“, kommentierte eine Nutzerin. Eine Journalistin schrieb auf „Noizz“: „Das Hurricane ist wie die Musikbranche – ein riesiges Pimmelfest.“

Wer stellt solche Line-ups zusammen? Wer bucht Bands wie Gurr für Auftritte und Konzerte? Die Booker. Michel Attia ist der Eventverantwortliche von FM 4, einem Sender des Österreichischen Rundfunks (ORF). Er plant Festivals und Shows des Senders, steht in Kontakt mit anderen Bookern und Bookerinnen, mit den Labels, den Managern „und Managerinnen - wobei es von denen wirklich nicht viele gibt“. Wenn Attia ein Event organisiert, wählt er die Bands nach verschiedenen Kriterien aus. Welche Bands sind wann unterwegs? Wer hat gerade neue Musik herausgebracht? Und natürlich: Wer passt ins Genre der Veranstaltung? In Attias Fall ist das „Alternative Mainstream“ – also das Genre, das auf Festivals wie dem Hurricane, Rock am Ring oder Glastonbury vertreten ist, und das eben auch Gurr bedienen. Michel Attia berücksichtigt aber noch ein weiteres Kriterium: „Dass Frauen auf der Bühne stehen.“

Noch ist das nicht selbstverständlich. Die Reaktionen auf die Kritik am Hurricane-Line-up haben das gezeigt. Der Kölner Journalist Linus Volkmann machte auf seinem Facebook-Account auf die fehlenden Frauen aufmerksam und schrieb einen offenen Brief an die Veranstalter; in den Kommentaren bekam er viel Zustimmung, viele User monierten, dass auf solch großen Festivals ohnehin seit Jahren dieselben Bands spielten. Doch es gab auch Widerspruch: ob es nicht egal sei, wer auf der Bühne stehe, ob Volkmann auch so ein „Frauenrechtler“ sei, und ob der Mangel an Frauen in Bands wirklich nur daran liege, dass Frauen benachteiligt werden.

„Das Musikgeschäft und das Management sind sehr männlich dominiert“, sagt Michel Attia. Er ist gerade in Rennes auf einem Festival und schaut sich aufstrebende Künstlerinnen und Künstler an. Am Telefon erzählt er von Erlebnissen mit Bookern. „Ich gehe da so vor: Ich blocke diverse Bands für das Event, und wenn ich am Ende noch zwei Slots habe, aber fünf Bands, die alle etwa gleich bekannt und erfolgreich sind, oder bei denen ich ähnliches Potential auf Erfolg erkenne, dann entscheide ich mich für die Bands mit weiblicher Beteiligung.“ Dabei muss es sich nicht unbedingt um eine Frontfrau handeln. „Am besten ist es, wenn einfach eine Frau auf der Bühne steht, die womöglich auch noch Frauen oder Mädchen dazu animiert, selbst Musik zu machen.“

Attia sagt das den Bookern mittlerweile ganz offen. „Viele wollen ja auch Gründe für Absagen. Wenn eine männlich besetzte Band fragt, ob ich sie noch blocken kann, kommt es vor, dass ich sagen muss: ‚Ich habe eh schon zu viele Männer dabei.‘ Da kommen durchaus Sprüche und Beschwerden.“ Bei einer Band, von der Attia dachte, sie sei komplett männlich besetzt, sagte ihm der Booker: „Aber die haben voll die hübsche Bassistin.“ Da merkte Attia, dass der Mann gar nicht verstanden hat, worum es geht. „Ich habe schließlich nicht nach

hübschen Menschen auf der Bühne gefragt, ich habe nur nach Frauen auf der Bühne gefragt.“ Bei einem männlichen Bassisten, da ist er sich sicher, wäre dieser Satz so nicht gefallen.

Gespräche auf Tour muss man sich in der Regel so vorstellen wie Gespräche auf einer Oberstufenklassenfahrt: albern, lustig, überdreht. Schlafmangel, Alkohol und das Zusammensein machen sich bemerkbar. Dabei sind die Witze, die hier im „White Swan“ erzählt werden, harmlos und clever. Warum sollte man sich in diesem schwimmenden Zustand aus Bier und Pub und der ewigen Warterei zwischen Soundcheck und Auftritt auch ernsthaft unterhalten? Im Englischen nennt sich das „in between“, dazwischen, besser lässt es sich nicht beschreiben, das Leben unterwegs – auch wenn Gurr gar nicht mehr auf Tour sind und nur für diesen einen Gig nach London geflogen sind. Jedenfalls sitzen sie nun vor ihren halb leergegessenen Tellern und amüsieren die Runde. Gurr können albern sein, aber die Welt ist noch viel alberner, das wissen sie, und das spießen sie auf, ohne sich selbst auch nur für eine Sekunde zu ernst zu nehmen.

So wie neulich bei dem Modeshooting, das eigentlich so gar nichts für sie war, obwohl die Bilder sehr schön geworden sind. Die Klamotten würden sie normalerweise auch tragen, nur eben nicht von teuren Designern – alles war zehnmal wertvoller als das, was sie sonst in Secondhandgeschäften oder bei Ebay auftreiben. Jedenfalls war der Fotograf eine größere Diva als die beiden Gurr und fast eine so große Diva wie die Modechefin.

Dem Fotografen reichten Simpel-Wörter: „Nice, yeah, that's nice, super nice.“ Sie sitzen nebeneinander im „White Swan“ und mimen sich selbst beim Shooting, die anderen lachen, Tontechniker und Tourmanagerin und Bassistin und Schlagzeuger und Schreiberin und Fotografin. Wie sie die Köpfe immer nur ein Stückchen drehen durften, die Gesichter Richtung Kamera streckten („nice, nice, nice“), und dann doch mal eine echte Pose gewagt hatten, woraufhin der Fotograf sein Repertoire erweiterte: „No! No! Not the head!“

In „The Garage“ werden die ersten Dosenbiere geöffnet, die Backstage im Kühlschrank bereitliegen, und die Gurr müssen sich fertig machen. Dafür kommt Alexandra, ihre Freundin, die Model ist, aber auf Stylistin umschulen möchte und darum an Casablanca und Lee übt. Alexandra selbst trägt beigefarbenen Trenchcoat, beigefarbenen Cowboyhut und Cowboyboots, die „so hässlich sind, dass ich sie liebe“. Sie bringt Klamotten mit für die Mädchen, eine weiße Jacke, die Lee zwar viel zu groß ist, aber es sind Fransen dran, und Laura Lee findet's gut. Alexandra ist wahnsinnig elegant, aber jetzt öffnet sie mit übereinandergeschlagenen Beinen erst mal ein Dosenbier, berät dabei Casablanca und Lee und auch ein bisschen Sally, die Bassistin, schenkt ihnen nebenbei ein Paar Ohringe, malt Lee schwarze Punkte unters Augenlid und schaut zu, wie Casablanca auf die Kommode vor dem Spiegel klettert. Casablanca malt sich ihr Kriegerinnen-Image einfach auf: mit Lipliner färbt sie sich knallrote Lider.

Ursprünglich wollten Laura Lee und Andrey Casablanca vor allem eines: Musik machen wie Jeff the Brotherhood. Zunächst saß Lee noch am Schlagzeug, doch bald merkten sie, dass sie Lee an der Gitarre brauchten, um so zu klingen, wie sie wollten: punkig zwar, aber mit mehrstimmigen Gesängen dazu, befreit von Konvention, aber auch retro und harmonisch. Lee stieg auf die Gitarre um, und jetzt sind Gurr zwei Frauen, die E-Gitarre spielen, dazu singen, auch mal schreien, und sich auf den Boden der Bühne werfen.

„Weibliche Vorbilder waren wichtig für uns“, sagt Lee. Die habe man immer gesucht – und gefunden vor allem bei den Yeah Yeah Yeahs, The Kills, Hole und anderen. „Für mich waren als Teenager Bands wie Le Tigre oder The Runaways wegweisend. Ich wollte auch genau das machen, während die Jungs gerade The Libertines und Pete Doherty abgefeiert haben“, sagt Casablanca. Und Laura Lee hörte später die Vivian Girls, Veronica Falls und Bleached. „Daraufhin wollte ich unbedingt eine neue Band gründen.“

Gurr wollen nicht darauf reduziert werden, Frauen zu sein. „Das Sexistische an der ganzen Debatte ist ja auch, dass wir immer darüber sprechen müssen, nur weil wir Frauen sind“, sagt Laura Lee. Das nervt sie, klar. Warum müssen Bands mit Männern nicht über Sexismus in der Branche reden – oder zumindest viel weniger als die beiden Frauen von Gurr? „Wir wollen

über unseren musikalischen Einfluss reden, über unseren Sound, über unser Songwriting“, sagt Lee. Nicht nur darüber, dass sie Frauen sind. „Wir sind Feministinnen, natürlich.“ Es sei aber nie ihr Ziel gewesen, feministische Musik zu machen.

„Im Idealfall wird nicht über das Geschlecht definiert“, sagt Michel Attia. Es war nicht leicht, jemanden zu finden, der bereit ist, über Sexismus im Musikbusiness zu sprechen. Auch Attia war sich unsicher, er fürchtet einen Shitstorm. „Es gibt viele, die einfach auf jedem Festival die Foo Fighters, die Toten Hosen und die Ärzte sehen wollen.“ Ihm ist klar, dass es weiblich besetzte Bands, die ähnlich berühmt sind, gerade in Deutschland kaum gibt. „So etwas braucht Zeit. Aber große Festivals können einem Act mit weiblicher Beteiligung einen guten Slot einräumen und die Musikerinnen dadurch fördern.“ Das sei gesellschaftspolitische Aufgabe und persönliche Pflicht.

Unter einem Youtube-Video, das Gurr im „Neo Magazin Royale“ zeigt, steht der Kommentar: „Ein simples Riff kann ja ganz schön sein aber dann sollte man nicht so tun als wäre es ein krasses Solo (2:40).“ Laura Lee hat sich über den Kommentar amüsiert. „Nur weil man richtig krass Gitarre spielen kann, heißt das ja nicht, dass man das immer raushängen lassen muss. Ich glaube, oft blockiert es einen sogar, wenn man sein Instrument irgendwann zu gut spielt, dann klingt alles wie Classic Rock.“ Sie spielt besagtes Solo und geht darin in echter Gurr-Manier auf die Knie.

„Das sind die Hater im Netz“, sagt Andrey Casablanca, die gebe es auch bei Männern. Aber in der Musik wird Frauen weiter gerne die Kompetenz abgesprochen. „Es gibt viele Geschichten“, sagt Michel Attia. „Dass etwa die Veranstalter in Clubs doch immer als erstes den männlichen Tontechniker ansprechen, nicht die Musikerinnen selbst – weil sie dem immer noch mehr Kompetenz zugestehen.“ Frauen müssten sich nach wie vor stärker an den Instrumenten beweisen als Männer. Dass es sehr viel weniger Frauen etwa an den Drums gibt, macht es natürlich nicht einfacher, auch dass Frauen noch gar nicht so furchtbar lang überhaupt in Bands sind. Die großen Gitarren- und Rockpopmusikhelden, das sind eben die Beatles, die Stones, Jimi Hendrix oder Eric Clapton.

Aber es wird besser, glaubt Attia. Das zeigen auch die Künstler, die für das Primavera Sound Festival im Sommer 2019 verpflichtet wurden. Unter dem Stichwort „The New Normal“ haben die Veranstalter ein 50:50-Line-up veröffentlicht. Auch das Hurricane hat nun weiblich besetzte Bands gebucht. So werden unter anderem Gurr 2019 auf dem Hurricane und dem Southside Festival spielen. Gurr freuen sich, dass sie nun auch auf die großen Bühnen kommen. Sie wollen einfach Musik machen, das wollten sie immer.

Als sie gerade anfangen und Gigs brauchten, schrieben sie sich einfach eine Geschichte zusammen – und waren erstaunt, wie einfach sie an Auftritte kamen. Bald spielten sie überall in Berlin. „Irgendwann meinte ein Label-Chef zu uns: Ihr seid gerade die geilste Live-Band der Stadt. Es wird Zeit, dass ihr etwas herausbringt.“ Also veröffentlichten sie zunächst eine EP, auf der sie studentische Probleme wie Geldmangel besangen, zum Beispiel in der „Ode To Oatmeal“. 2016 folgte „In My Head“ – das machte sie richtig bekannt. Ein BBC-Moderator hörte das Album und war so begeistert, dass er Gurr für eine Live-Session in seine Sendung einlud.

Sie hätten immer wieder gemerkt, dass man einfach machen müsse, sagen Lee und Casablanca. Einfach machen. Ihre Herangehensweise ist so furchtlos wie ihre Musik: Wenn draußen alle verrückt spielen, der Brexit naht, dann laden Gurr zu einer „pre-apocalyptic show“ ein – und machen einfach. Mitreißende Musik, die vergessen lässt, dass es eine Geschlechter-Diskussion gibt.

Am nächsten Tag, dem Morgen nach einer langen Nacht, ist es grau in London und mild. Laura Lee hat einen „angenehmen Kater“: „Mir ist alles ein bisschen egal.“ Am Abend sind sie noch durch die Pubs gezogen – und Andrey Casablanca trinkt wieder Tee. Heute sind sie von Fender eingeladen, dem neben Gibson prestigeträchtigsten Gitarrenhersteller der Welt. Vielleicht könnten sie sich für neue Modelle interessieren? Der hippe Gebäudekomplex, in dem es lauter Tonstudios und Proberäume und guten Kaffee gibt, ist eine Art Gitarrenhimmel

auf britischem Boden. Hier probieren sie alles aus, Kater hin oder her, sitzen auf den mit Lederpolstern überzogenen Verstärkern und schrammeln und jammen herum.

Der Gitarrenhersteller hat die Zeichen der Zeit erkannt. In der jüngsten Werbekampagne erzählen multiethnische Künstler, Männer und Frauen, warum sie mit Fender zufrieden sind. Das Unternehmen hat herausgefunden, dass die Hälfte der Erstgitarren in Großbritannien und Amerika von Frauen erworben werden, zumeist jungen Frauen. Die Zielgruppe will man sich nicht entgehen lassen. Die Untersuchung zeigt aber auch, dass genug Gitarrenspielerinnen für Bands bereitstehen.

Laura Lee sitzt auf dem Boden, schaut hinüber zu Casablanca, die eins ist mit ihrer Gitarre und konzentriert nach unten schaut. Ganz leise fällt Lees Gitarre ein, spielt eine zaghafte Harmonie zu Casablancas Akkorden. So spielen sie vor sich hin und haben ganz vergessen, dass es sie gibt, diese Debatten über Gender, Bühnenzeiten, Bookings, Auftritte. In diesem Moment gibt es nur noch diesen Proberaum, weit weg von Zeit und Politik und Gesellschaft, nur noch zwei Frauen, zwei Gitarren und ihre Musik.



Aufbruch

Die elfjährige Ghofran ist mit ihrer Familie aus Syrien nach Deutschland gekommen – für die gläubige Muslima zunächst ein Land voller unmoralischer Zumutungen. Pia Lenz' „Alles gut“ malt ein differenziertes und vielschichtiges Bild vom Leben in der Fremde
► SEITE 15



Foto: Verleih

Stillstand

Lesen, schreiben, rechnen lernen Kinder in der Schule. In Zeiten von Fake News und Facebook soll eine vierte Grundkompetenz dazukommen: Medienkunde. Doch im reformresistenten deutschen Schulsystem sind neue Ideen schwer unterzubringen
► SEITE 14

ZWEIFEL Hakan kifft zu viel, er klaut und prügelt sich. Halt findet er im Islam, eine Zeit lang zumindest. Irgendwann verschwindet sein Lächeln. Die Geschichte einer Radikalisierung

VON SASCHA LÜBBE

Hakan sagt, er könne sich nicht entscheiden. Die Typen in den moderaten Moscheen, das seien doch größtenteils Waschlappen. Elitäre Schnösel in schicken Klamotten. Gebildet, arrogant, verschlossen.

Die anderen aber, die Salafisten, die seien herzlich. Heißen einen mit offenen Armen willkommen, behandeln einen als Mann.

Das einzige Problem bei denen sei die Gewalt. Der Prophet habe Probleme ja auch nicht mit Gewalt gelöst, sondern mit Worten. Und überhaupt: Er könnte niemals einen Menschen töten, sagt Hakan und blickt entschlossen.

Vermutlich nicht ahnend, dass er sich neun Monate später auch da nicht mehr sicher ist.

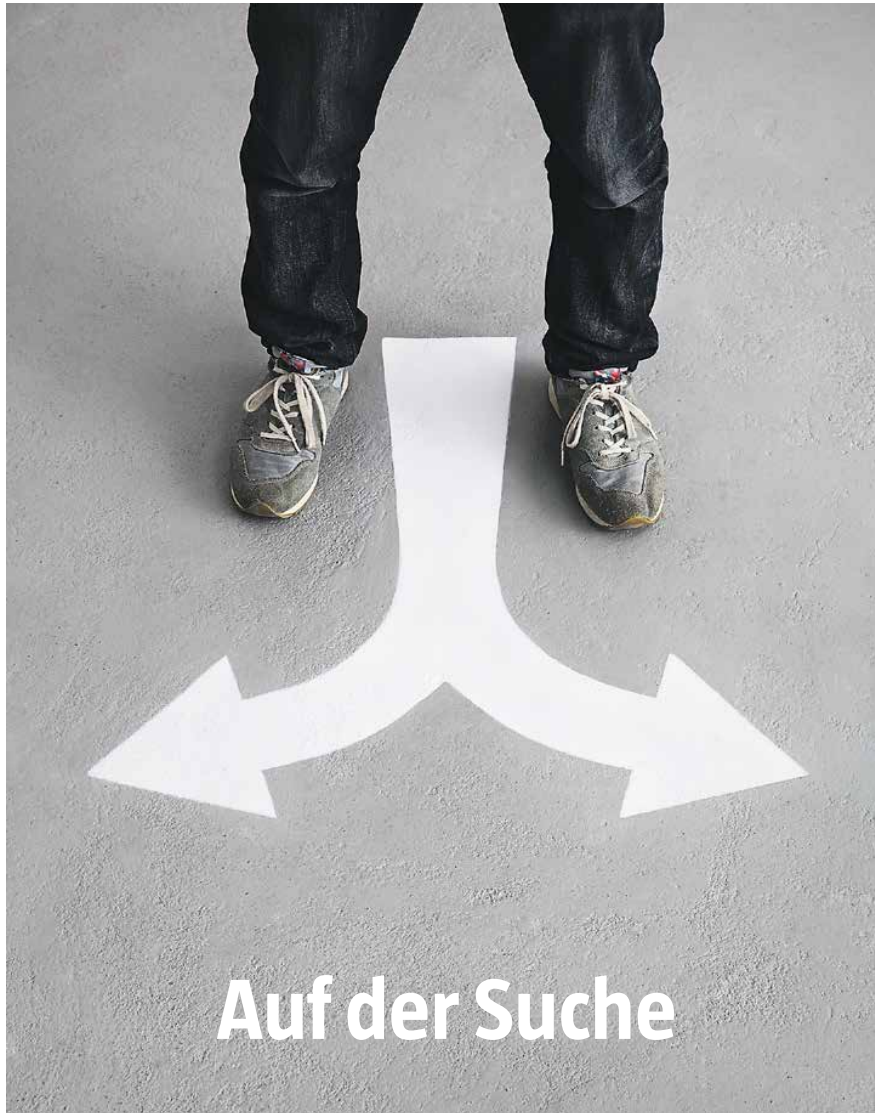
Was sind das eigentlich für Typen, die sich radikalieren? Wie werden aus vermeintlich normalen Bürgern Islamisten? Und was wissen wir wirklich über diese Leute, die in westlichen Gesellschaften leben, deren Ordnung aber ablehnen?

Das erste Treffen, Mai 2016, ein Café im Wedding. Hakan, der eigentlich anders heißt, ist 35, muskulös, glattrasiert, zwischen den Fingern glimmt ein Zigarillo. Einer, der oft lacht. Eigentlich ein sympathischer Typ. Und dennoch einer, bei dem man nicht so richtig weiß. Der ständig irgendwelche Sätze zitiert, aber nicht mehr sagen kann, von wem sie stammen. „Ich bin so einer“, sagt Hakan, „ich gehe gern mit anderen mit. Das war schon immer so.“

Hakan kommt aus dem Wedding, einem der ärmsten Stadtteile Berlins. Er ist das jüngste von sechs Kindern, das schwarze Schaf. Ständig gibt es Stress mit den Eltern, Einwanderern aus der Türkei, die hier als Putzkräfte arbeiten. Es sind moderate Muslime, die wollen, dass ihre Kinder in die Moschee gehen. Aber Hakan sträubt sich.

Beten gegen die Krankheit Stattdessen: trinkt und kifft er, prügelt sich. Versucht das Abitur, schafft es nicht. Beginnt eine Ausbildung als Erzieher, bricht ab. Eine Ausbildung als IT-Kaufmann, bricht wieder ab. Schuld, sagt er, waren meist Mädchen; deutsche Mädchen aus guten Verhältnissen. „Schlampen“, so sieht er es heute, „Opfer“. „Wenn ich Liebeskummer hatte, war ich der Ausländer, der überreagiert. Nie der Freund, mit dem man reden sollte.“

Was bleibt, ist die StraÙe, sind die Jungs. Sie sind zu siebt, fast



Hakan findet die Salafisten eigentlich sympathischer als die Schnösel in den moderaten Moscheen – bis auf die Gewalt Foto: Dimitri Otis/Getty Images

alle Kinder von Migranten. Sie werden irgendwann kriminell, und Hakan – läuft erst mal mit. Seine Kumpels brechen in Wohnungen ein, überfallen Tankstellen; er, der Fahrer, wartet im Fluchtwagen. Nur einmal ist er direkt mit dabei. Die Gruppe will ein Büro ausräumen, wird im Hausflur aber von einem Nachbarn überrascht, muss fliehen. Zurück im Auto, bekommt Hakan erst Herzrasen, dann ein schlechtes Gewissen. Dann beschließt er, das mit den Einbrüchen zu lassen. Auch weil die inneren Stimmen immer lauter werden: Ist das wirklich der richtige Weg?

Laut Verfassungsschutz sind es meist Kontakte zu Freunden, die am Anfang einer Radikalisierung stehen. Bei Hakan sind es vor allem Respektspersonen. Ziad zum Beispiel. Der Sprössling einer arabischen Großfamilie ist drei Jahre älter und eine echte Kiezgröße. Einer, der sein Geld mit krummen Geschäften verdient. Das ändert sich, als er plötzlich an-

fängt, zu beten, zu fasten, Diskos zu meiden. Die Jungs respektieren ihn dafür. Ziad ist der erste Katalysator.

Der zweite ist die Krankheit. Mit Ende 20 rutscht Hakan in eine tiefe Depression. Er lebt zu dieser Zeit allein in Charlottenburg, kifft zu viel, geht zu selten raus, führt irgendwann Selbstgespräche. Zwei Wochen muss er deshalb ins Krankenhaus. Die Depression, sagt Ziad, schickt der Schaitan, der Teufel. Da hilft nur eins: beten.

Und so beginnt, was Hakan seine „Moscheewandlung“ nennt. Er besucht Koranstunden, spricht mit Imamen. Schnell entwickelt er Präferenzen. Mit den Hodschas, Islamgelehrten in türkischen Moscheen, kann er nichts anfangen. Zu alt, zu abgehoben, die meisten sprechen nicht mal Deutsch. Die Salafisten aber erreichen ihn. Sie haben auf alles eine Antwort, auch auf den Tod. Den fürchtet Hakan wie nichts anderes.

Für ihn ist es ein klarer Cut. Er kifft nicht mehr, denn beten

erfordert einen klaren Kopf. Respektiert seine Eltern, denn das steht im Koran. Prügelt sich nicht, denn er strebt nach Barmherzigkeit. Er schaut jetzt Videos über den Propheten, einen Mann, der sich nicht von seinem Zorn hinreißen ließ. Ein Vorbild. Und ein Vorbild zu haben, sagt Hakan, „macht das Leben leichter“. Es ist eine Phase der Reflexion, des Friedens.

Eine Phase, wie es sie in den Biografien von vielen Radikalisierten gibt. Der Moment, in dem haltlose Menschen einen Platz finden. Regeln, an denen sie sich orientieren können. Einen Rahmen, einen Sinn. Das

Sie zeigen ihm Videos aus Syrien. Siehst du, was mit den Muslimen geschieht?, fragen sie. Willst du denn gar nichts tun?

Problem ist nur: Einigen wird der Rahmen bald zu eng.

Hakans Freund Ziad zum Beispiel. Seine Ansichten werden immer extremer, es dauert nicht lange und er hat in vielen Moscheen Hausverbot. Bald sympathisiert er mit dem IS. Hakan wird das zu krass, die beiden verlieren sich aus den Augen.

Doch der Kontakt zur Szene bleibt. Es sind zwei andere Männer, Bekannte von Ziad, die ihn jetzt in die Moscheen schleifen. In die Fussliet 33, in der später auch Anis Amri sitzt, in die Ar-Rahman-Moschee, sie ist inzwischen geschlossen. Die beiden kommen sogar zu ihm nach Hause, zeigen ihm Videos aus Syrien. Von Assad, dem „alawitischen Schlächter“, der sunnitische Frauen und Kinder bombardiert. Siehst du, was mit den Muslimen geschieht?, fragen sie Hakan. Willst du denn gar nichts tun?

Und Hakan schluckt. „Ich bin so einer“, sagt er. „Bei mir funktioniert so was.“

Ob er sich denn grundsätzlich vorstellen könne, in den Dschihad zu ziehen?

Hakan verneint. „Wenn man einen Menschen tötet, ist das, als ob man die ganze Menschheit tötet“, zitiert er den Koran. Und schiebt hinterher, dass der wichtigste Dschihad der innere Dschihad sei, der Kampf gegen die eigenen Schwächen.

Dann muss er gehen.

Hakan versteht Dschihad

Neun Monate später, im Februar 2017, sieht das alles schon anders aus. Hakan ist ernster geworden: Das Lächeln ist verschwunden, ein Vollbart umrahmt jetzt sein Gesicht.

Wir sitzen wieder im Café. Nein, sagt Hakan, „seine“ Moschee habe er noch immer nicht gefunden, er habe sich aber damit arrangiert. Er erzählt von einer neuen, verhältnismäßig moderaten Moschee, die er jetzt besucht. Erwähnt aber auch einen salafistischen Prediger, der ihn fasziniert. Seinen Namen möchte er nicht in der Zeitung lesen.

Der Mann ist Prediger in einer Wedding Moschee. Füllig, Mitte 30, langer schwarzer Bart. In den Videos, die er ins Netz stellt, fordert er die völlige Unterwerfung unter Allah. „Wie viele von euch würden gern zwei oder drei Frauen haben“, fragt er seine Zuschauer. „Dafür müsst ihr aber alle Pflichten eines Muslims erfüllen. Nicht nur einen Teil davon.“ Worin der andere Teil besteht, sagt er nicht.

Aber Hakan versteht ihn, auf seine Art. Für ihn bedeutet es Dschihad. Richtiger Dschihad. „Ich bin jetzt einfach eine Stufe weiter“, sagt er. Attentate lehne er zwar ab. Und es sei auch falsch, Menschen zu töten. Seine Religion aber würde er inzwischen verteidigen, um jeden Preis.

Auch wenn dadurch andere Menschen sterben?

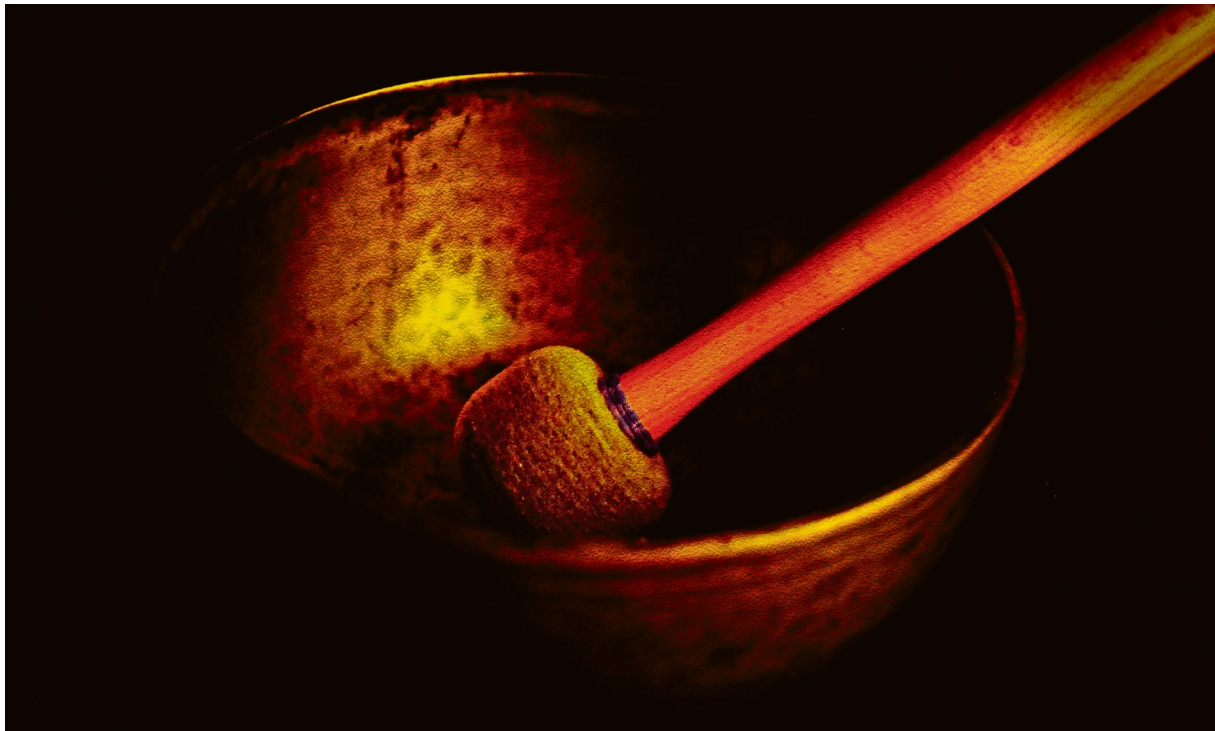
Hakan nickt. Auch dann. Woher der Sinneswandel? Der Psychologe Jérôme Endrass von der Universität Konstanz hat die Biografien von Islamisten untersucht. Um den Dschihad zu legitimieren, sagt er, greifen einige von ihnen auf „implizite Theorien“ zurück. Hilfskonstrukte, mit denen sie ihr Handeln vor sich selbst rechtfertigen können. Am Anfang fühlen sie sich als Muslime zwar diskriminiert, lehnen Gewalt aber ab. Dann wollen sie zumindest ein Zeichen setzen. Wenn sie aber merken, dass das nichts bringt, wollen sie sich wehren. „Am Anfang steht meist der defensive Dschihad, etwa der Angriff auf amerikanische Militäreinrichtungen“, sagt Endrass. „Von da geht es für einige weiter zum offensiven Dschihad, zum Krieg gegen jeden.“

Und Hakan? Ist er wirklich so weit? „Der IS ist furchtbar, der tötet andere Muslime, das ist kein Dschihad“, sagt er. „Aber was ist mit den Taliban? Was ist an denen eigentlich so schlecht?“

Nach kurzem Überlegen aber winkt er ab. Er würde ja eh nicht gehen.

„Wer viel redet, handelt nicht“, sagt Hakan.

Das hat er irgendwo gehört. ■ Dieser Text erschien in der Zitty *Name geändert



Kommt zwar aus dem Himalaja, wird dort aber nicht zur Massage, sondern vor allem als Essgeschirr benutzt.

Foto: Mauritius

Ich stehe in einer Metallschüssel, groß wie ein Waschbecken, und meine Füße kribbeln höllisch. Maria Wöstemeyer-Hampe hat die Schale just mit einem filzbespannten Schlägel angeschlagen. Alles um uns herum ist orange. Orange Wände, Polster und Kissen in Farben der Sonne bedecken den Boden. Buddhas lächeln mir von überall her zu. Maria ist Klangmassage-Praktikerin und betreibt ihre „Klang Quelle“ in einer Kleinstadt in Ostwestfalen. In den Regalen und auf den Fensterbrettern, in jeder Ecke stehen schimmernde Klangschalen. Kleine, obertonreiche für den Kopf, dumpfe, schwere für das Becken. Manche sind kaum größer als ein Eierbecher, andere gleichen Salzfasseln, keine zwei tönen gleich.

Bei der Klangschalenmassage berührt die Therapeutin den Klienten nicht. Sie positioniert die Schalen auf und an ihm und schlägt sie sacht an. Der entstehende Klang und die Vibrationen breiten sich im Körper aus und sollen zu tiefer Entspannung führen. Man muss nichts tun, außer ruhig zu liegen. Stundenlange Meditation und schmerzhaft Yoga-Verknüpfungen bleiben einem dabei erspart. In einer Zeit, in der steinerne Buddhas die Gartenwege aus den Vorgärten verdrängen, rücken auch die Bronzeschalen unauffällig vor. Im Yoga-Studio, in der Sauna und sogar auf der Intensivstation im Krankenhaus werden sie immer häufiger verwendet.

Bei der Klangschalenmassage steht zwar die Entspannung im Vordergrund. Doch die Schüsseln sollen auch Rückenschmerzen und muskuläre Verspannungen lösen, Verdauungsprobleme beheben, Fäden glätten und den Blutdruck normalisieren, schreibt der Begründer dieser Methode, Peter Hess, in seinem Buch „Klangschalen“, das 2018 in der vierten Auflage erschien. Manche Ärzte setzen die klingenden Schüsseln zur Behandlung von Tinnitus ein. Auf der anderen Seite berichten euphorische Klienten von geradezu transzendenten Zuständen, die sie erleben durften. Was bewirkt die Klangschale wirklich?

Maria Wöstemeyer-Hampe fragt vor der Massage erst einmal nach Verletzungen, Entzündungen oder Operationen. Meine Beschwerden sind unspekular: Nackenschmerzen. Die vermittelten Spuren eines Moped-Sturzes an meinen Beinen halte ich nicht für relevant. Maria hingegen schon. „Durch die Klangschale werden alle Zellen des Körpers ange-regt“, sagt sie. Häufig wurden dadurch frühere Verletzungen oder Narben wiederbelebt. Schmerzen könnten sich erneut manifestieren. „Man weiß nie, was die Klänge auslösen werden“, sagt sie.

Ich lege mich auf den Bauch, schließe die Augen, und Maria hält die erste Schale an meine Fußsohlen. Ein heller Gong ertönt, und die Füße kitzeln gewaltig, besonders im Nabelbereich. Schmerzhaft ist es nicht, aber die Vibrationen sind in-

Ganz zugehörnt im Hier und Jetzt

Wer Entspannung sucht, kommt um die Klangschale kaum noch herum. Sie ertönt beim Yoga, in der Sauna und sogar schon im Krankenhaus. Ein Erfahrungsbericht von *Johanna Kuroczik*

Seither sind dreißig Jahre vergangen. Peter Hess hat rund um die Klangschale ein wahres Imperium erschaffen. Das „Peter-Hess-Institut“ mit Hauptsitz im niedersächsischen Bruchhausen-Vilsen hat inzwischen weltweit über 25.000 Klangtherapeuten ausgebildet, betreibt 22 Auslandsakademien und beschäftigt 25 feste Mitarbeiter. Fast alle Klangschalen-Schnupperkurse oder Therapeuten dieser Republik sind mit dem Institut verknüpft. Es verteilt auch die Accessoirs. Eine zertifizierte „Universalschale“ kostet rund 140 Euro. Die private Steinbein-Hochschule in Berlin bietet mit Beteiligung des Instituts einen Bachelor-Studiengang für komplementäre Heilmethoden an, bei dem die Hess'sche „Klang-Resonanz-Methode“ gelehrt wird. Kurzum: Wäre die Klangschale ein Computer, wäre Peter Hess Steve Jobs und Bill Gates in einer Person.

Hat die Klangschalenmassage also tatsächlich ein solides Fundament? Von Klangtherapeuten wird immer wieder die relaxierende Wirkung auf verspannte Rückenmuskeln beworben. Peter Hess widmet dem Thema „Schulter- und Nackenverspannungen“ ein ganzes Kapitel in seinem Buch. Doch lassen sich Blockaden natürlich auch auf andere Weise lösen. In der Abteilung für physikalische Medizin an der Berliner Charité beispielsweise werden Rückenbeschwerden wie Bandscheibenvorfälle mit externen Reizen wie Wärme, Massagen und Physiotherapie bearbeitet. Die Fachärztin für Physikalische Therapie und Rehabilitation Annett Reiffhauer leitet diesen Arbeitsbereich. „Es ist möglich, dass die Klangschalen zu einer psychischen Entspannung führen können“, sagt sie. Eine direkte Wirkung auf die Muskulatur im Sinne einer Tonusveränderung hält sie aber für unwahrscheinlich.

Ob sich die verhärteten Muskelstränge in meinem Nacken locker gemacht haben, ist mir schon nach der Hälfte der Massage, als Maria mich in die Bauchlage bittet, angenehm gleichgültig geworden. Ich fühle mich eingullt. Das Surren der Schale auf meinem Bauch löst

leichte Übelkeit aus. Ein Gefühl, das jeder kennt, der schon einmal zu nah vor einer dröhnenden Bass-Box getanz hat. Nur das hier gleich mehrere Bässe aus unterschiedlichen Richtungen auf den Körper einwirken. Ich würde die Eindrücke gern präzisieren, doch das gleicht dem Versuch, Wasser in der hohlen Hand zu halten. Mein Gehirn scheint wie mit Teflon ausgekleidet, an dem kein Gedanke haftet. Ich habe selbst Mühe, die einzelnen Klänge der verschiedenen Schalen auseinanderzuhalten.

Geht es um die Wirkung von Tönen auf den menschlichen Organismus, kann man auch André Klinkenstein fragen. Er leitet das Institut für Musiktherapie in Berlin, das 1962 als erste Ausbildungsstätte dieser Art in Deutschland gegründet wurde. Klinkenstein mag sich der Behauptung, bestimmte Klänge würden stets zur Entspannung führen, nicht anschließen. „Man kann Musik nicht wie ein Medikament mit einer voraus-sagbaren pharmakologischen Wirkung einsetzen“, meint er. Selbstverständlich stimmen Dur-Klänge meist fröhlicher als Moll-Töne. Doch die Wahrnehmung von Musik steht immer im Kontext mit den Erfahrungen und Gefühlen des Individuums. Klinkenstein vermutet, dass die Wirkung der Klangschalen eher auf den ausgelösten Schwingungen im Körper beruht. Schließlich bestehen auch Gehirnzellen zu großen Teilen aus Wasser.

Das Hirn wird durch die Vibrationen angeblich in den sogenannten Alpha-Zustand versetzt. Das bezieht sich auf die gemessene Aktivität der Neuronen und soll einen Zustand zwischen Wachen und Schlaf beschreiben, der für gewöhnlich nur bei geschlossenen Augen nachweisbar ist. Doch auch das ist noch nicht bewiesen. Das Hess-Institut möchte zum Jahresende einen Schritt in Richtung wissenschaftlicher Evidenz wagen. Zusammen mit dem Physiker und Neurowissenschaftler Thilo Hinterberger, der an der Universität Regensburg den Forschungsbereich Angewandte Bewusstseinswissenschaften leitet, will man kontrollierte neurologische Messungen vornehmen.

Bereits 2010 erschien in der Zeitschrift *Klang-Massage-Therapie* eine Pilotstudie zu „Neuronalen Auswirkungen der Peter-Hess-Klangmassage“. Die Ärztin Kerstin van der Dool analysierte hier die Hirnströme von zehn Teilnehmern eines Klangschalen-Workshops mittels Elektroenzephalografie. Beim EEG werden elektrische Potentialschwankungen am Schädel aufgezeichnet, wodurch sich Rückschlüsse auf die Aktivität der Gehirnzellen ziehen lassen. Ist die Testperson konzentriert, zeichnen sich andere Hirnströme ab als im Schlaf. Die Studie hatte allerdings kaum wissenschaftliche Aussagekraft. Abgesehen von der geringen Probandenzahl, fehlten konkrete Messergebnisse, und die EEG-Untersuchungen wurden nicht unter standardisierten Bedingungen durchgeführt. Van der Dool ist keine Fachärztin für Neurologie, sondern war in der Abteilung für Naturheilkunde an der Charité tätig. Sie kam dennoch zu dem Schluss, dass durch die verringerte Beta-Aktivität im EEG eine „sichtbare Stressreduktion“ stattgefunden habe. Doch der Direktor der Klinik für Neurologie des Universitätsklinikums Frankfurt, Helmut Steinmetz, hält das nicht für plausibel. Generell seien direkte Rückschlüsse vom EEG auf Ent- oder Anspannung eines Probanden problematisch, sagt Steinmetz.

Naheliegender scheint die positive Wirkung der Klangschalen-Massage auf den Blutdruck zu sein, welche der Berliner Internist Jens Gramann 2013 in einer Pilotstudie beschrieb. „Der erste Schritt bei der Behandlung einer milden Hypertonie ist oftmals die Lebensstiländerung“, sagt dazu Burkert Pieske, Direktor der Klinik für Innere Medizin und Kardiologie der Berliner Charité. Im Klartext wie immer: mehr Sport, ausgewogene Ernährung, weniger Alkohol und weniger Stress. Wissenschaftlich nachgewiesen sind die positiven Effekte von anderen Entspannungsverfahren wie Yoga oder progressiver Muskelrelaxation. Wenn unter standardisierten Studienbedingungen die blutdrucksenkenden Effekte der Klangschalenmassage bestätigt werden könnten, würde Pieske besonders interessieren, wie diese zustande kommen. Ist es der Einfluss auf die Psyche, oder liegen physikalische Ursachen vor?

Eine Frage, die auch mich bewegt, ist sich nach dem Ende meiner Massage ins Auto steige. Seit dem leisen Gong, mit dem Maria das Ende der Behandlung einläutete, fühle ich mich, als hätte mich jemand brutal aus dem Tiefschlaf geweckt. Die Welt erscheint mir fast surreal, im psychiatrischen Jargon würde man das „Derealisation“ nennen. Auf der Heimfahrt schleiche ich mit 20 km/h über die Landstraße. Man sagt, die Klangschalenmassage helfe, im berühten „Hier und Jetzt“ zu leben. Man vergisst dabei, dass dieser Zustand auch eine fast schon grenzdebile Form der Beschränktheit ist. Die Klingt nach ein paar Stunden ab. Dann spüre ich auch meine Nackenschmerzen wieder.

WOCHENSCHAU

Traurige Bilanz

Seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrzehnts berichten Forscher von einem Massensterben unter Amphibien. Als Hauptursache wurde der sogenannte Chytridpilz *Batrachochytrium dendrobatidis* ausgemacht. Er dringt in die Haut der Tiere ein, zerstört sie großflächig und befallt auch die inneren Organe. Ein internationales Forscherteam unter Leitung des Ökologen Benjamin Scheele von der National University in Canberra hat jetzt eine erschreckende Bilanz gezogen. Demnach sind weltweit mindestens fünfhundert Arten von Fröschen, Kröten, Salamandern und Molchen betroffen, neunzig davon sind inzwischen ausgestorben. Zwar gibt es hier und da Anzeichen, dass der Höhepunkt der Seuche überschritten scheint, doch von einer Entwarnung könne nicht die Rede sein, schreiben die Autoren in *Science*. Zur Ausbreitung des Erregers, der zuerst in Asien aufgetaucht war, habe maßgeblich der legale und illegale Terrienhandel beigetragen.

Empfindliche Nasen

Hunde haben einen so feinen Geruchssinn, dass sie nicht nur Drogen oder Sprengstoffe erschnüffeln können, sondern in bestimmten Fällen auch Krankheiten wie Krebs oder Diabetes. In kontrollierten Studien schwankte ihre Trefferquote allerdings erheblich. Verhaltensforscher der Universität Rennes berichten nun von einem Experiment, bei dem fünf Vierbeiner mit Geruchsproben von Epilepsie-Patienten konfrontiert wurden. In mindestens zwei Dritteln der Fälle waren sie in der Lage, anhand der Proben festzustellen, ob die betreffende Person einen Anfall erlitten hatte oder nicht; drei der Hunde lagen sogar zu hundert Prozent richtig. Dass Hundenasen auch schon einen nahenden epileptischen Anfall riechen können, ist damit allerdings nicht erwiesen. (*Scientific Reports*)

Zweischneidige Sache

Ein Leben ohne Schmerzen wünschen sich viele. Die Schottin Jo Cameron erlebt das seit 71 Jahren. Erst als sie schon Mitte sechzig war und sich Operationen an Hand und Hüfte unterziehen musste, stellten die Ärzte fest, dass sie nicht nur unempfindlich und furchtlos ist, sondern ihre Wunden auch ungewöhnlich gut heilen. Dafür sind bestimmte Veränderungen des Erbguts verantwortlich, berichtet ein Team aus Medizinern und Genetikern im *British Journal of Anxiety*. Betroffen sind bei Jo Cameron gleich zwei Gene, wovon eines namens FAAH-OUT bisher als funktionslos galt, sich aber wie das andere auf den Signalweg der Endocannabinoid- auswirkt. Durch die Mutationen können diese körpereigenen Schmerzkiller stärker wirken, allerdings treten auch immer mal Gedächtnislücken auf. Die Schottin bemerkt zudem erst spät, wenn sie sich schneidet oder verbrennt. Von den zwei Genen ausgehend hoffen die Forscher, neue Ansätze für Schmerzmittel zu finden.

Auf einer Wellenlänge

Dass verwirrte Mütter und ihren Babys eine besondere Verbindung besteht, darf jetzt als bewiesen gelten. Auf dem Jahrestreffen der Cognitive Neuroscience Society in San Francisco präsentierte Neurowissenschaftler entsprechende Daten. Demnach sind Mutter und Kind oft auf einer Wellenlänge, wie EEG-Messungen zeigten. Davon profitieren die Bindung und das soziale Lernverhalten des Kleinkindes. Je synchroner die Hirnwellen, desto eher ließ sich das Baby über die mütterliche Mimik oder Augenkontakt leiten, wenn es zum Beispiel ein neues Spielzeug wählen sollte.

Serengeti unter Druck

Es genügt offenbar nicht, ein 40.000 Quadratkilometer großes Gebiet unter Schutz zu stellen: Das Serengeti-Mara-Ökosystem in Afrika steht unter Druck, weil Menschen in den Randzonen stärker aktiv sind und dort mehr Nutztiere weiden. Das treibt Wildarten tiefer ins Kerngebiet, ihre Bestände leiden. Das berichten Biostatistiker der Universität Hohenheim in *Science*, nachdem sie Tier- und Bevölkerungsdaten seit 1965 und 1977 ausgewertet haben. Zur Lösung des Problems raten sie von Zäunen ab und stattdessen zur staatlichen Regulierung des Viehs.



Wenn Andreas Schmidt morgens aufsteht, hat ihn die Verzweiflung der Depression oft fest im Griff.



Andreas Schmidt und
sein Alter Ego, die
Operndiva Tante Woo.

Wenn die Sirene singt

Als Operndirektor lebte Andreas Schmidt für die Kunst, bis seine Seele nicht mehr konnte. Heute hilft er anderen psychisch kranken Kulturschaffenden – in Gestalt der verglühten Diva Tante Woo, Star der Hamburger Travestieszene und Schirmherrin des Vereins Künstlerhilfe.

TEXT: ANNABEL TRAUTWEIN
FOTOS: LENA MAJA WÖHLER

Es ist bumsvoll im kukuun Club an der Reeperbahn. Der Smalltalk summt, der Sekt perlt, Stößchen, Küsschen. Auf der Bühne glänzt ein Flügel still im lila Rampenlicht. Da streckt sich eine große, strassbringte Hand durch den Vorhang, Daumen hoch. Alles verstummt, der Vorhang fliegt auf und da ist sie: bodenlange Abendrobe, Kaskaden von Perlenketten, Ohringe wie Kronleuchter, lila Lippen, Smokey Eyes, auf dem Kopf eine Art Tsunami aus fliederfarbener Zuckerwatte – Auftritt Tante Woo.

„Hallo, meine Lieben!“ Mit samtweichem Bariton stellt die Diva den lieben Jungen in ihrem Schlepptau vor: Roman Grübner alias Roman WHO?, ihr künstlerischer Überlebenspartner. Mit dem sie nach der letzten Show auf der Aida

fast auf dem Meer ausgesetzt worden wäre! „Ein Drama, meine Lieben“, schäkert die Woo und lässt die Wimpern klimpern. Sie beide allein im Dingi, im Mondschein auf dem Ozean ... Zum Glück mal wieder knapp die Kurve gekriegt. Darum geht es im übertragenden Sinn auch beim Benefizkonzert für ihren Verein, erklärt Tante Woo: „Die Künstlerhilfe e. V. ist entstanden, weil ich bekloppt bin.“

Ungeschminkt und ohne Publikum drückt Travestiekünstler Andreas Schmidt (50) es anders aus. „Wenn ich morgens die Augen aufschlage, möchte ich tot sein“, sagt er. Wegen seiner psychischen Krankheit gehe er oft tagelang nicht raus. Dann ist alles zu viel: Die Gedanken, die ihm wie Kometenhagel durch den Kopf schießen. Die bodenlose Ver-

*Als Tante Woo singt
sich Andreas
Schmidt den Druck
von der Seele.*



zweiflung der Depression. Die Geräusche, die auf ihn einprasseln, unerträglich nervig und laut. Und tief in ihm das Gefühl von Ohnmacht: Ich kann nichts. „Tante Woo hat Erfolg, aber gefühlt hat das mit mir nichts zu tun“, erklärt Andreas Schmidt. „Ich kann davon nicht zehren.“

Schon als Kind sei vieles in ihm verletzt worden. Andreas Schmidt erzählt von seiner Mutter, die nachts arbeitete und ihn verhaute, wenn er am Tag nicht still war. Die ihm den Klavierdeckel über den Fingern zuschlug. Von seinem Vater, der ihm die Schuld gab, wenn andere Kinder ihn hänselten. „Dann hieß es: ‚Du warst schon immer anders als andere‘“, erzählt er. Nur seine Großmutter habe zu ihm gehalten. Bei ihr durfte er sich verkleiden, Prinzessin spielen – und sie spielte mit. „Sie war die Einzige, die meine Kreativität gefördert hat“, sagt er. Er fing an, sich schönzuspielen, was er erlitten hatte. Und dann entdeckte er die Oper.

Er studierte Gesang und Schauspiel, wurde Chorsänger an der Staatsoper in München, dann Operndirektor im neuen Festspielhaus Baden-Baden – einem Haus mit 2500 Zuschauerplätzen, das Opern wie La Traviata, Tosca oder den Ring der Nibelungen inszenierte. Andreas Schmidt arbeitete mit Weltstars wie Anna Netrebko und Christian Thielemann,

dazu leitete er das künstlerische Betriebsbüro. Mit manischem Eifer stürzte er sich in seine Aufgaben. „Ich habe jeden Tag zwischen zehn und vierzehn Stunden gearbeitet“, erzählt er. Bis „die Seele den Stecker zog“. Er traute sich das Telefonieren nicht mehr zu, driftete ab, schlief in Sitzungen ein. Dann übersah er eine Rechnung. Als man ihm die Abmahnung überreichte, brach er zusammen.

Andreas Schmidt ging in die Klinik und zog nach Hamburg-St. Georg. Heute ist er Rentner. Medikamente, Routine und sein Ehemann helfen ihm durch den Alltag. Trotzdem reißen ihm Manie oder Depression immer wieder den Boden unter den Füßen weg. Dann führt er erbitterte Selbstgespräche. Momente kurz vor dem Absturz. „Und dann kommt Tante Woo ins Spiel.“ Am Schminktisch verwandelt er sich in Daphne Woo, eine einst schillernde, verarmte Operndiva. Auch sie hat alles verloren – außer ihrer Stimme. Damit singt sie Andreas den Druck von der Seele. Und die Fans auf Facebook und vor der Bühne feiern sie.

„Jeder Mensch braucht Bestätigung“, sagt Andreas Schmidt. „Auch von Fremden.“ Doch der Weg zum Ruhm ist riskant: Arbeit oft bis spät in die Nacht, öffentlicher Druck, interne Machtkämpfe – da bleibe kein Raum für Selbstsorge

„Jeder Mensch braucht Bestätigung.“

ANDREAS SCHMIDT

oder Therapie, weiß Andreas Schmidt: „Deshalb sagen die meisten: ‚Och nee, geht schon.‘ Bis es dann nicht mehr geht.“

Für diese Kollegen hat er den Verein Künstlerhilfe e.V. gegründet. Als Tante Woo treibt er Spenden ein, veranstaltet Benefizgalas, Literaturabende und Ausstellungen, bei denen psychisch erkrankte Künstler Anerkennung finden, auch wenn sie nicht mehr im regulären Kulturbetrieb arbeiten. Das Geld dient als Förderung für Vereinsmitglieder – kleine Hilfen, wenn der Kühlschrank kaputt ist und die Rente nicht reicht, große Hilfe, wenn damit eine Therapie bezahlt werden kann. „So verhindern wir vielleicht, dass jemand ganz aus dem Job raus muss“, hofft Andreas Schmidt. Er könnte stolz darauf sein. Wenn er könnte. ●

Kontakt: annabel.trautwein@hinzundkunzt.de

Tante Woo und Roman WHO? sind live im Schmidtchen Theater an der Reeperbahn zu sehen beim Benefizkonzert „Udo für alle“, So, 18. März, 19 Uhr. Eintritt 13–18 Euro VVK, wie immer zugunsten des Vereins Künstlerhilfe.

SCHNELL SCHALTEN

Anzeigen: 040/28 40 94-0
anzeigen@hinzundkunzt.de

Hinz&Kunzt

SCHANZEN KINO 73 Auch buchbar für Events



Wir zeigen Kino Du wählst die Sprache

Das zweisprachige Kopfhörer-Kino in der Schanze

www.schanzenkino73.de



MIT EINANDER HÖREN

Wie klingt „Fairness“?

8. Schülerwettbewerb von Hinz&Kunzt und AUDIYOU

„Wie gemein, das ist unfair!“
Denkt ihr das auch manchmal?
Denn manchmal erleben wir, dass andere Menschen – oder wir selbst – unfair behandelt werden. Was machen wir dann?
Was habt ihr zu diesem Thema zu erzählen?

Macht aus euren Ideen und Erfahrungen einen Song, eine Reportage, ein Hörspiel, ein Interview ... Hauptsache, es ist hörbar. Technische und inhaltliche Hilfe geben wir gern.

Aus allen Einsendungen wählt eine Experten-Jury ihre Favoriten und stellt diese bei einer Preisverleihung im Sommer 2018 vor.

Alle Teilnehmer werden dazu rechtzeitig eingeladen. Und außerdem gibt es hochwertige technische Geräte, Bücher und CDs zu gewinnen.



Hinz&Kunzt

Einsendeschluss:
Montag, 11. Juni 2018

Mehr Informationen, Teilnahmebedingungen und das Anmeldeformular gibt es unter hinzundkunzt@audiyou.de oder bei Stephanie Landa, AUDIYOU: 040/46 07 15 38, www.audiyou.de



Alein. Nur zwei Schuller am Schlüsselbund von Melanie Werner deuten darauf hin, dass es noch eine andere Welt in ihrem Leben gibt.

Foto: Susann Gebbert

Er muss spüren, wie sehr ihr Herz klopf. Mit wachem Blick beobachtet sie der Kleine auf ihrem Arm, während sie ihn die vier Stufen hinauf zur Eingangstür trägt. Die Frauen in dem hellen Klinikhaus sind entzückt. Er hat besonders blaue Augen. Sie drückt ihn noch fester an sich. Ihren Paul.

Melanie Werner vergisst manches, aber an diesen Moment erinnert sie sich genau. Ein Tag im August. Das Gefühl, dass es jetzt um alles geht. Paul, ihr Erstgeborener. Sie weiß auch noch, wie sie dachte: Den gebe ich nicht her.

Vier Mal hat Melanie Werner gespürt, wie Leben in ihr wächst. Wie sich ihr Bauch wölbt, weil ein Füßchen von innen dagegen tritt. Vier Mal hoffte sie, eine heile Familie zu gründen. Hat sechs Kinder zur Welt gebracht: Paul, die Zwillinge Laurent und Mariella, die Zwillinge Andre und Maximilian, zuletzt Elfi-Melina. Das ist erst vier Monate her.

Vier Mal ist sie am Ende alleine nach Hause gegangen. Kindeswohlgefährdung, befand der Staat. Melanie Werner ist geistig behindert. Ihr Gehirn ist nicht normal entwickelt. Sie schreibt wie eine Fünftklässlerin, rechnet wie eine Zweitklässlerin. Es fällt ihr schwer, Ärger und Wut zu kontrollieren. Der Staat hat klare Kriterien dafür, was eine gute Mutter ist: Sie muss wissen, wie warm das Badewasser für ein Baby sein darf. Erkennen, wann es gefüttert werden muss.

Melanie Werner, 29 Jahre alt. In Wirklichkeit heißt sie anders. Zierlich ist sie, blass. Ihre braunen Haare hat sie mit einem dicken, samtigen Zopfzummli im Nacken zusammengewürschelt. Ihre Jeans schlackert an den Beinen.

Melanie Werner ist zu wenig behindert, als dass der Staat sich automatisch um sie kümmern würde. Also kümmert sie sich selber, irgendwie. In ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung in einem Neubaublock in Bad Harzburg, einer Kleinstadt am nordwestlichen Harzrand, löst sich die vergilbte Tapete von den Wänden. Der Fernseher läuft. Daneben türmen sich Hosen, T-Shirts, BHs. Vier Katzen tigern herum. Und Sven. Er nimmt und verkauft Drogen, schlägt Melanie manchmal und hat „keinen Bock“, offiziell mit ihr zusammenzuziehen. Nicht, dass er noch für sie zahlen muss.

Melanie Werner bekommt 310 Euro Sozialhilfe. Sie hat einen gesetzlichen Betreuer, der ihr zweimal im Monat Geld bringt. Davon bezahlt sie Essen, Eistee, Kaffee, ihre Prepaid-Karten, Zigarettens. Nur zwei Schuller an Melanie Werners Schlüsselbund deuten darauf hin, dass es noch eine zweite Welt in ihrem Leben gibt. Sie hat einen blauen Nuckel für Paul eingekauft und einen weißen mit bunten Punkten für Elfi. Ihr ältestes und ihr jüngstes Kind.

Menschen mit Behinderungen haben in Deutschland wie alle anderen das Recht, eine Familie zu gründen. Sie dürfen so viele Kinder bekommen, wie und wann sie wollen. So schreibt es auch die UN-Behindertenrechtskonvention vor. Seit Einführung des Grundgesetzes 1949 ist Zwangsverhütung bei behinderten Menschen in Deutschland verboten. Paragraf 1905 des Bürgerlichen Gesetzbuchs aus dem Jahre 1992 regelt, dass staatlich „Betreute“ – beispielsweise geistig behinderte Frauen – nicht gegen ihren Willen sterilisiert werden dürfen. Sie haben ein Recht auf Elternsein.

Theoretisch. Praktisch werden viele dieser Frauen ihr Kind nicht versorgen, nicht erziehen können. Das weiß der Staat und nennt es Kindeswohlgefährdung. Die Frauen wissen das oft nicht. Sechs Jahre ist es her, dass Melanie Werner ihren Erstgeborenen die vier Stufen zu dem hellen Klinikhaus hinaufgetragen hat. Eine Wohngruppe in Soltau – ihre letzte Chance.

Tanja Hüner, kurze blonde Haare, schwarze Brille und weiche Züge, leitet den Verein für Jugendhilfe und Sozialarbeit, zu dem die Einrichtung gehört, eine von 492 Mutter-Kind-Wohngruppen in Deutschland. Acht Mütter betreut sie mit ihren Kollegen hier. Oft sind es minderjährige, manchmal geistig behinderte Frauen, die hier landen.

Die meisten eint, dass sie ziemlich allein dastehen. Ohne Partner, der für sie einen Wickeltisch aufbaut. Mutter, die die Hühnersuppe kocht. „Keine Frau ist freiwillig hier“, sagt Tanja Hüner. Das Jugendamt hat sie geschickt.

Drei Phasen müssen die Mütter meistern, wenn sie gemeinsam mit ihrem Kind wieder ausziehen wollen. Erst leben sie im Hauptgebäude, unter ständiger Beobachtung. Dann in Dreier-WGs im Nebenhaus. Die letzte Stufe sind Apartments mit eigener Küche und Waschmaschine. Die Frauen lernen, dass sie Wäsche waschen müssen, bevor der Schrank leer ist, und sie einen Tag Struktur geben, wenn sie bis 9.30 Uhr angezogen sind. Ein bis zwei Jahre bleiben die Frauen in der Wohngruppe. Drei von vier dürfen ihr Kind am Ende mit nach Hause nehmen.

Und an anderen versucht Tanja Hüner zu vermitteln, dass „eine reife, verantwortungsvolle Entscheidung ist, das Kind wegzugeben“. Selbsterkenntnis heißt das Ziel. Wenn die Mütter nicht selbst erkennen, verfügen die Mitarbeiter. Das Jugendamt folgt den Einschätzungen der Wohngruppe.

Welches Wohl wiegt schwerer? Das der Frau oder das des Kindes? Es ist ein Spannungsfeld, in dem die Angestellten arbeiten. „Die Kinder sind existenziell darauf angewiesen, dass sich einer um sie sorgt“, sagt Hüner. Sie brauchen jemanden, der ihre Bedürfnisse erkennt und sie erfüllt. Im Heim bedeutet das: Im Zweifel für die Trennung. Im Zweifel gegen Melanie.

„Ich bin traurig“, sagt Melanie Werner. Melanie kommt in Magdeburg zur Welt. Wenn ihr Vater zu Hause ist, trinkt er und ist laut. Dass Melanie behindert ist, fällt erst in der Schule auf. Sie kann dem Unterricht nicht folgen. Zunächst geht sie auf eine Förderschule für Kinder mit Lernschwäche. Auf Anraten der Lehrer wechselt sie auf eine Schule für geistig Behinderte.

Als Melanie zehn ist, packt die Mutter ihre Sachen und zieht mit Melanie ältere Schwester, die von einem anderen Mann ist, fort nach Bad Harzburg. Melanie lässt sie bei ihrem Vater zurück. Erst, als ihr bei Besuchen die blauen Flecken am Körper ihrer Tochter auffallen, holt sie Melanie nach.

Melanie Werners erstes und ihr jüngstes Kind, Paul und Elfi, leben bei der 49-Jährigen. „Ich sehe mich nicht als Pflegemutter oder so. Ich fühle mich als Mutter“, sagt sie. Sie sitzt neben ihrer Tochter auf einem blauen Ecksofa zwischen Paillettenklassen. Ein Himmelbettchen steht daneben. Überall Vasen, Blumen, Steine, Kerzen, gerahmte Bilder. Ein Kanarienvogel singt in einem Käfig. Die kleinen Haare hat Melanie Mutter zu einem strengen Pferdeschwanz gebunden.

Vor Fremden redet Melanie Werner nur, wenn sie angesprochen wird. Elfis kleiner Finger hält Melanies silberne Halskette unklammert. Die Haut ist noch ganz schrumpelig. Melanie Werner schuckelt Elfi unaufhörlich. „Schschsch.“ Paul ist ein Super Hero mit Zahnflücken und Star-Wars-Pistole ohne Batterien. Am 1. November ist er sechs Jahre alt geworden. Er klettert auf dem Sofa, auf dem Melanie sitzt. Die Paillettenklassen fallen zu Boden. „Paul, pass doch mal auf. Jetzt reicht es aber“, schimpft Melanies Mutter.

Wenn sie Paul und Elfi besuchen will, muss Melanie Werner ihre Mütter um Erlaubnis fragen. Könnte sie jeden Tag hierher kommen? „Nein, das würde mir auf die Nerven gehen“, sagt die Mutter. Also kommt sie einmal pro Woche, manchmal auch drei Wochen nicht. Nicht immer kann sie sich motivieren. Ist zu schwach für Verbindlichkeiten. Melanies Mutter sagt, „Melanie ist ja schon mit sich selbst überfordert. Melanie ist ungeduldig und abhängig von irgendwelchen Typen. Ein

Kind großzuziehen, wird sie nicht schaffen.“ Melanie sitzt daneben und schweigt. Als das Baby auf Melanies Werners Arm zu weinen beginnt, nimmt Melanies Mutter es auf den Arm. Stille. Paul klettert hinter das Sofa, streckt die Hand aus. „Mama, willst du ein Eis?“ Melanies Mutter winkt ab. Melanie ist einfach Melanie. Für niemanden ist sie Mama.

Als Paul geboren wird, ist Melanie Werner 23. „Ein Wunschkind“, erzählt sie. Wo sie Pauls Vater kennengelernt hat, weiß sie nicht mehr. Ob es die Krankenschwestern sind, die das Jugendamt informieren, oder ihr gesetzlicher Betreuer, hat sie nie erfahren, auch nicht hinterfragt. Die Mitarbeiter des Amtes vereinbaren mit ihr, dass sie in eine Mutter-Kind-Einrichtung geht.

Aber Melanie Werner fühlt sich unwohl. „Die haben mich schiefse behandelt. Mir nur gesagt, was ich alles falsch mache.“ Etwa, als sie den neun Monate alten Säugling mit einem Fruchtzweig füttert. Die vielen Regeln, der autoritäre Umgangston machen sie aggressiv. Fremde Menschen kommen und nehmen Paul mit. Melanie Werner geht zurück zu Pauls Vater, der sie Zigarettensammel suchen lässt. Bis ihr das Jugendamt einen Platz in Soltau vermittelt – mehr als eine Stunde Fahrtzeit entfernt.

Tanja Hüner hat die junge Mutter „raubeinigt“ in Erinnerung. Eine, die gezielt auf Kritik reagiert. Aber Melanie Werner gefalle es im Heim. „Ich war glücklich“, sagt sie. Weil man ihr Freiheiten liebt? Mit Achtung begegnete? Dennoch scheitert sie an dem Bemuttern, das alle von ihr verlangen. Zwölf Wochen nach ihrer Ankunft im Klinikhaus schreibt Paul und will nicht aufhören. Tanja Hüner hat Melanie Werner erklärt, dass es die Zähne sind, die sich durch seinen Kiefer bohren. Trotzdem kann Melanie es nicht mehr ertragen, wird wütend. Schlägt mit aller Kraft gegen das Gitterbett.

Die Trennungszeit ist die härteste in der Wohngruppe, sagt Tanja Hüner. Sie beginnt mit der Gewissheit, das eigene

Kind nicht behalten zu dürfen. Und endet mit dem Tag, an dem fremde Menschen trennen, was zusammengewachsen: Mutter und Kind. Manchmal dauert es vier Wochen, manchmal vier Monate, bis das Jugendamt eine Pflegefamilie gefunden hat. Der Alltag läuft wie immer, aber die Frauen reagieren gereizter, grenzen sich vom Rest der Gruppe ab. Ihr Kind umsonst geangestregt herzlich. Auch für Tanja Hüner ist das eine harte Zeit. Manchmal hat sie schlaflose Nächte deswegen. „Ich bin seit 20 Jahren hier und es fällt mir nicht leicht, einen Sorgerechtsentzug einzuleiten“, sagt sie.

Zum Termin ins Familiengericht geht Melanie Werner allein. Von dort aus ruft sie ihre Mutter an und fragt, ob die das Sorgerecht für Paul übernehmen kann. „Die Vorstellung, dass ich meine Enkelkinder nicht sehe, hat mich traurig gemacht“, sagt die Mutter. Aber auch noch Zwillinge aufzunehmen, war ihr zu viel. Schon jetzt reicht der Platz in der kleinen Neubaubehaltung nicht. Schließlich leben hier auch noch der Lebensgefährte der Mutter und Melanies pubertierenden Schwestern, elf und zwölf Jahre alt. Auch für das Kind ihrer älteren Schwester, die ihr erstes Kind mit 13 Jahren bekommen hat, hat die Mutter das Sorgerecht. Der Junge ist fast erwachsen.

Nimmt sie ihrer Mutter manchmal übel, dass sie ihre Kinder bei sich haben darf? Melanie Werner überlegt. „Ich bin neidisch auf Mama, weil sie das alles kann und ich nicht.“ Tanja Hüner vom Mutter-Kind-Heim in Soltau hat im Laufe der Jahre den Eindruck gewonnen, dass Frauen, die ihre Kinder nicht behalten dürfen, wahrscheinlich weitere Kinder bekommen. Das Gefühl des Scheiterns überwinden wollen. Beim nächsten Kind werden sie sich eine Familienwelt aufbauen. Zu Tanja Hüner kommen oft Frauen mit dem zweiten, dritten oder vierten Kind.

Melanie Werners Zwillinge Laurent und Mariella wurden drei Jahre nach Paul geboren. Die Zwillinge Andre und Maxi-

milian ein Jahr später. Ein Zwillingpaar lebt bei Melanies Onkel. Das hat Melanies Mutter ihm abgenommen. Das andere in einer Pflegefamilie.

Melanie Werner zeigt ein Bild auf ihrem Handy. Eine Frau knuddelt zwei Kinder irgendwo am Strand an irgendeinem Meer. Ab und an schicken die Pflegeeltern Fotos. „Wie gut es deine Kinder haben. Wie viel Glück du hast“, sagt Melanies Mutter. „Ja“, sagt Melanie. „Traurig bin ich trotzdem.“ Melanie Werner knuddelt die Zwillinge nicht. Sie hat sich den Namen Mariella für das Mädchen überlegt. Die Pflegeeltern sagt nur Ella. Das stört Melanie.

Immer donnerstags zwischen 17.30 und 18 Uhr darf sie die Familie anrufen, fragen, was die Kinder erleben. Einmal im Monat darf sie sie besuchen.

Auf dem blauen Sofa umklammert Melanie Werner ihren Kaffeepott. „Beim Bäcker suchen sie eine Aushilfe.“ „Das kriegt du doch gar nicht hin“, antwortet ihre Mutter. Melanie schweigt. Genau das Gleiche hat sie zu ihr gesagt, als sie immer wieder und sagte: „Diesmal bleibt mein Baby bei mir.“

Als Melanie Werner mit Elfi, ihrer jüngsten Tochter, schwanger ist, begutachten Mitarbeiter vom Jugendamt ihre kleine, ungepflegte Bude. Wenn sie die kinderfreundlich hergerichtete und sich bereit erkläre, mit dem Amt zusammenzuarbeiten, dürfe sie ihr Kind vielleicht behalten, sagen sie.

Das Jugendamt folgt der Vorgabe, immer wieder aus Neue zu prüfen, ob es eine Chance für Mutter und Kind gibt. Stehen Windeln, Milchpulver und ein sauberer Schlafplatz bereit? Hat die Frau einen verlässlichen Partner?

Melanie Werners Mutter sagt: „Es ist unverantwortlich, Melanie Hoffnungen zu machen.“

Tanja Hüner sagt: „Für manche dieser Frauen wäre es weniger schmerzlich, keine weiteren Kinder zu bekommen.“

Im Wohnzimmer von Melanie Werners Mutter hängt ein Kalender mit Bildern. Melanie mit Elfi-Melina im Krankenhaus. Melanie mit Elfi-Melina und Sven. Melanie hat ihn ihrer Mutter geschenkt.

Sven weigert sich, einen Vaterschaftstest zu machen. Ist er der Papa der Kleinen oder Marc? Der lebt zehn Kilometer weiter. Im Knast. Melanie Werner wünscht sich, dass es Marc ist. Mit ihm ist sie seit neun Jahren mal mehr, mal weniger zusammen. Sie kennt ihn aus einer Behindertenwerkstatt, in der sie eine Zeit lang Laternenoste zusammenschraubt hat. Er sitzt wegen Diebstahls, gelegentlich fährt sie ihn besuchen. Marc und Melanie haben zusammen, so viel ist sicher, vier Kinder. Marc hat die Vaterschaft für die Zwillingepaare anerkannt. Sie auch besucht, als er noch konnte.

Wenige Wochen, nachdem Elfi im Juli 2018 zur Welt gekommen ist, entzieht das Familiengericht Melanie Werner zum vierten Mal das Sorgerecht. Sie hat keine ordentliche Wohnung und Angst vor dem Mutter-Kind-Heim. So war es immer. Angst, dass es wieder so wird wie beim ersten Mal. „Mit Paul.“

Melanie Werner sagt: „Es ist das Beste für meine Kinder.“ Der Satz, den ihr die Mutter, die Mitarbeiter der Wohngruppe und das Jugendamt eingerichtert haben. Ein Satz, der zu ihrem Mantra geworden ist. Werden musste, um nicht am zweiten, unausgesprochenen Teil zu zerbrechen: Nicht bei mir zu leben.

Wenn Melanie Werner nicht ihre Mutter, Paul und Elfi oder Marc im Knast besucht, sieht sie fern, sitzt, schmurt mit den Katzen, schläft mit Sven. Das Jugendamt ist nicht mehr für sie zuständig, weil sie volljährig ist. Die einzige Unterstützung, die sie jetzt noch bekommt, sind die 310 Euro Sozialhilfe. Melanie Werner muss erst auffällig, straffällig werden oder schwanger, damit der Staat wieder auf sie aufmerksam wird. So lange ist sie unsichtbar.

Hatsie Träume? Ja“, sagt Melanie Werner auf dem blauen Ecksofa. „Dass ich mit meinen Kindern aus dem Krankenhaus nach Hause in meine Wohnung komme.“

Ein paar Tage später gibt sie dem Wunsch ihrer Mutter nach, sich sterilisieren zu lassen.

Eine Mutter muss wissen, wie warm Badewasser für ein Baby sein darf

baublock in Bad Harzburg, einer Kleinstadt am nordwestlichen Harzrand, löst sich die vergilbte Tapete von den Wänden. Der Fernseher läuft. Daneben türmen sich Hosen, T-Shirts, BHs. Vier Katzen tigern herum. Und Sven. Er nimmt und verkauft Drogen, schlägt Melanie manchmal und hat „keinen Bock“, offiziell mit ihr zusammenzuziehen. Nicht, dass er noch für sie zahlen muss.

Melanie Werner bekommt 310 Euro Sozialhilfe. Sie hat einen gesetzlichen Betreuer, der ihr zweimal im Monat Geld bringt. Davon bezahlt sie Essen, Eistee, Kaffee, ihre Prepaid-Karten, Zigarettens. Nur zwei Schuller an Melanie Werners Schlüsselbund deuten darauf hin, dass es noch eine zweite Welt in ihrem Leben gibt. Sie hat einen blauen Nuckel für Paul eingekauft und einen weißen mit bunten Punkten für Elfi. Ihr ältestes und ihr jüngstes Kind.

Menschen mit Behinderungen haben in Deutschland wie alle anderen das Recht, eine Familie zu gründen. Sie dürfen so viele Kinder bekommen, wie und wann sie wollen. So schreibt es auch die UN-Behindertenrechtskonvention vor. Seit Einführung des Grundgesetzes 1949 ist Zwangsverhütung bei behinderten Menschen in Deutschland verboten. Paragraf 1905 des Bürgerlichen Gesetzbuchs aus dem Jahre 1992 regelt, dass staatlich „Betreute“ – beispielsweise geistig behinderte Frauen – nicht gegen ihren Willen sterilisiert werden dürfen. Sie haben ein Recht auf Elternsein.

Theoretisch. Praktisch werden viele dieser Frauen ihr Kind nicht versorgen, nicht erziehen können. Das weiß der Staat und nennt es Kindeswohlgefährdung. Die Frauen wissen das oft nicht. Sechs Jahre ist es her, dass Melanie Werner ihren Erstgeborenen die vier Stufen zu dem hellen Klinikhaus hinaufgetragen hat. Eine Wohngruppe in Soltau – ihre letzte Chance.

Tanja Hüner, kurze blonde Haare, schwarze Brille und weiche Züge, leitet den Verein für Jugendhilfe und Sozialarbeit, zu dem die Einrichtung gehört, eine von 492 Mutter-Kind-Wohngruppen in Deutschland. Acht Mütter betreut sie mit ihren Kollegen hier. Oft sind es minderjährige, manchmal geistig behinderte Frauen, die hier landen.

Das Beste geben müssen

Viermal hat sie gespürt, wie Leben in ihr wächst. Hat sechs Kinder zur Welt gebracht. Geistig behinderte Frauen wie Melanie Werner haben ein Recht darauf, Kinder zu bekommen. Aber nur geringe Chancen, sie großziehen zu dürfen

VON SUSANN GEBBERT, BAD HARZBURG

Mit Marc hat sie zwei Mal Zwillinge. Er sitzt im Gefängnis

Ressort: Reise

Autorin: Gunthild Kupitz

Thema: Kanada mit Kind

Datum: 08.04.2019

1 *[Dachzeilenvorschlag:] Kanada mit Kind*

2 **[Titelvorschlag:] Stadt, Land, Fluss – und wilde Tiere**

3

4

5 *[Text: 12 178 Zeichen]*

6 Vier Stunden ist es her, dass die Boeing 747 mit uns Richtung
7 Toronto abhob. Und fast genauso lang starrt Greta schon auf
8 den kleinen Bordbildschirm vor sich. Sie reist gerade mit dem
9 sprechenden Hund Mr. Peabody und seinem Adoptivsohn, einem
10 Jungen namens Sherman, durch die Zeit, als sie plötzlich ihre
11 Kopfhörer abnimmt: „Mama, gibt es im Zug eigentlich auch einen
12 Fernseher?“ „Nein. Die Landschaft wird unser Fernseher sein.“
13 „Ooch, das finde ich langweilig. Dann möchte ich lieber fliegen.
14 Im Flugzeug gibt es wenigstens Filme.“
15 Fliegen? Filme?? Für unseren Familienurlaub habe ich genau das
16 Gegenteil gebucht. Und zwar mit Absicht. Langsam plus
17 Landschaft – letzteres immerhin in einer Art CinemaScope-
18 Format. 16 Tage werden wir mit der Bahn quer durch Kanada
19 reisen, von Toronto bis Vancouver. 4500 Kilometer. Eine Strecke,
20 so weit, als führe man von Berlin über Wien und Belgrad nach
21 Sofia und von dort weiter über Istanbul nach Teheran. Kanada
22 ist schließlich nach Russland mit seinen fast zehn Millionen
23 Quadratkilometern das zweitgrößte Land der Erde und damit
24 beinahe genauso groß wie ganz Europa. Allerdings leben dort
25 gerade mal 35 Millionen Menschen – nur doppelt so viele wie in
26 Nordrhein-Westfalen! Doch dafür gibt es in Kanada wesentlich

27 mehr Bären und vor allem die Chance, dass wir sie auf unserer
28 Reise in freier Wildbahn beobachten können.

29 In meiner Fantasie war meine 6-Jährige dann immer stumm vor
30 Staunen – und ich darüber ganz gerührt.

31 Greta ist ein Großstadtkind. Wilde Tiere kennt sie aus Büchern,
32 dem Zoo und den Dokumentationen im Fernsehen. Immerhin hat
33 sie schon mal eine Kuh gemolken, hat gesehen, wie Lämmer
34 geboren wurden und während ihrer Kitazeit ein inniges
35 Verhältnis zu Marienkäfern gepflegt, denen sie Namen gab und
36 die sie gerne in leere Honiggläser sperrte. Inzwischen ist ihr
37 Kontakt zu Tieren allerdings eher digitaler Art. Wann immer wir
38 es ihr erlauben – und das heißt: am Wochenende und auf Reisen
39 –, spielt sie am liebsten mit niedlichen weißen Kätzchen, die auf
40 unserem iPad eine Farm mit angeschlossenem Hofladen
41 betreiben. Denen hilft sie dann beim Füttern, Melken, Säen,
42 Ernten und Brot backen. Hat sie bei „Meow, Meow“ fleißig
43 mitgearbeitet, gibt’s zur Belohnung virtuelle Edelsteine,
44 Goldmünzen und die nächsthöhere Spielstufe.

45 Als unmittelbar vor dem Einchecken von Greta ein lauter
46 Jubelschrei kam, war klar: Sie hatte das lang ersehnte
47 dreizehnte Level erreicht – und ich plötzlich Zweifel: Würde die
48 Reise unsere Tochter wirklich so sehr für die Schönheit der Natur
49 begeistern, wie ich mir das romantisch verklärt ausgemalt hatte?
50 Immerhin würden wir die Niagarafälle besichtigen und mit dem
51 Maligne Canyon eine der spektakulärsten Schluchten in den
52 Rocky Mountains! Außerdem warteten auf uns Weißkopfseeadler,
53 Wapitis, Bergziegen und vor Vancouver Island Wale! Ist die
54 wirkliche Welt nicht viel aufregender als die virtuelle?!

55 Außerdem hatte ich mit der Buchung beschlossen zu glauben,
56 dass spätestens nach dieser Reise für Greta, das künftige
57 Naturkind, Filme und iPad ohnehin nur noch mäßig spannend
58 wären.

59 Gemeinsam mit meinem Freund hatte ich entschieden an einer
60 organisierten Tour teilzunehmen. So würden wir uns als Kanada-
61 Neulinge darauf konzentrieren können, das Land so intensiv wie
62 möglich zu erleben – ohne Routenplanung, Hotelbuchungen,
63 Tisch- oder Ticketreservierungen. Und wir freuten uns darauf,
64 mit dem Zug unterwegs zu sein und so zumindest eine
65 ungefähre Vorstellung von der eigentlich unvorstellbaren Größe
66 dieses Landes zu bekommen.

67 Die ersten beiden Tage fahren wir allerdings nur Bus.
68 Programmpunkt eins: die Besichtigung der Millionen-Metropole
69 Toronto. 28 Teilnehmer, meist ältere Paare, sind bei dieser „First
70 Class Erlebnisreise“ von Lernidee dabei: eine Anwältin und ihr
71 Mann, ein Ingenieur im Ruhestand, außerdem ein emeritierter
72 Juraprofessor mit Frau, Söhnen, Schwiegertochter und zwei
73 halbwüchsigen Enkeln, der Inhaber einer PR-Agentur sowie eine
74 Unternehmerin, ein Rentnerehepaar mit Sohn und dem 14-
75 jährigen Enkel Max. Und wir alle fügen uns den Anweisungen
76 von Sylvia, unserer ebenso erfahrenen wie gestrengen
77 Reiseleiterin: drehen den Kopf abwechselnd nach links und nach
78 rechts; steigen aus, um die Umgebung zu entdecken: „Aber nur
79 30 Minuten. Bitte seien Sie pünktlich. Wir müssen weiter.“ Mehr
80 Zeit ist selten. Immerhin müssen wir uns nicht in 2er Reihen
81 aufstellen.

82 Sogar einen Braunbären entdecken wir bei dieser Sightseeing-
83 Tour. Greta spürt ihn im Fanshop der Hall of Fame auf, einem

84 mächtigen Glasbau, der dem kanadischen Nationalsport
85 Eishockey huldigt: Ein zehn Zentimeter kleiner Plüschteddy im
86 roten Hoodie der Chicago Blackhawks. Und für Greta die große
87 Liebe. Er kostet sie ihr gesamtes Ferien-Vermögen, 15
88 kanadische Dollar.

89 Bevor wir am nächsten Abend unser Abteil im Canadian
90 beziehen, macht unsere Gruppe noch einen Ausflug zu den
91 nahegelegenen Niagara-Fällen. Als wir uns dem Zentrum des
92 beschaulichen Städtchens Niagara Falls nähern, ist es, als
93 gerieten wir in einen Touristen-Flashmob, so viele Reisebusse
94 und Menschen tauchen wie aus dem Nichts vor uns auf. Ein
95 Phänomen, das sich im Verlauf der Reise ständig wiederholen
96 würde: Egal, welchen point of interest wir über einsame Straßen
97 auch ansteuern – Amerikaner, Japaner, Russen, Deutsche,
98 Franzosen sind schon vor uns da. Allein die Niagara-Fälle ziehen
99 Jahr für Jahr etwa 18 Millionen Besucher an, und in diesem
100 Sommer eben auch uns. Natürlich machen wir das, was alle
101 machen: eine Tour mit der „Maid oft the Mist“ auf dem Niagara
102 River.

103 So imposant es ist, die gewaltigen Wassermassen über die knapp
104 800 Meter lange, hufeisenförmige Kante 52 Meter in die Tiefe
105 stürzen zu sehen, enttäuscht bin ich trotzdem. Vielleicht, weil die
106 Fotos und Filmsequenzen, die ich davon in meinem Kopf
107 gespeichert habe, viel spektakulärer sind, viel eindrucksvoller,
108 viel ungewöhnlicher. Und Greta? Verzieht keine Miene. Sie sieht
109 einen Wasserfall, kein mythisch überhöhtes Naturereignis. Aber:
110 Sie nölt auch nicht. Vielmehr sorgt sie etwas später selbst dafür,
111 dass sie Spaß hat. Statt Sylvias Ausführungen über die
112 Entstehung des kanadischen Staates zu folgen („Mama, das ist

113 langweilig!"), leiht sie sich wieder unser Handy, setzt sie sich ihre
114 Kopfhörer auf und lauscht unter leise glucksendem Lachen den
115 Erlebnissen „Der kleinen Hexe“. Und ich? Bin froh, dass wir das
116 Ding eingesteckt haben.

117 Und dann, am späten Abend, beginnt unser transkontinentales
118 Abenteuer auf der vor 130 Jahren erbauten Strecke, die seitdem
119 Montreal im Osten mit Vancouver im Westen verbindet.

120 Wir haben Glück. Im Canadian, von dem der Veranstalter-
121 Prospekt schwärmt, er habe sich seinen 50er-Jahre-Charme
122 bewahrt, bekommen wir ein Doppelschlafabteil zugewiesen. Es
123 ist vier Quadratmeter klein und mit einem Teppichboden
124 ausgelegt, der schon bessere Tage gesehen hat, aber Greta ist
125 begeistert. Denn es gibt Stockbetten, deren obere Etagen sie
126 umgehend zum Spielplatz erklärt. Außerdem gibt es eine Mini-
127 Toilette im Abteil, Dusche auf dem Gang und Essen im
128 rollierenden Drei-Schichtensystem. Ich gebe zu, unter First Class
129 hatte ich mir etwas anderes vorgestellt.

130 Wann immer wir in den nächsten eineinhalb Tagen aus dem
131 Fenster blicken, sehen wir Wälder, Flüsse und. Am Morgen. Am
132 Mittag. Am Abend. Man könnte die vorbeiziehende Landschaft
133 als kontemplative Zen-Übung betrachten; mich langweilt sie. Es
134 ist wie fernsehen, nur schlechter, denn anders als bei Filmen gibt
135 es keinen Zoom und keine Zeitlupe. Und Greta? Schaut sowieso
136 nicht raus. Sie liegt oben auf dem Bett, spielt mit den Katzen auf
137 dem iPad und hört Geschichten auf dem Handy.

138 „Mama, gibt es hier im Zug Internet?“ „Nein.“ „Das ist blöd. Ich
139 bin schon bei Level 14 und hab' richtig viele Edelsteine.
140 Schweine kann ich den Katzen trotzdem nicht kaufen.“

141 Zum Glück gibt es noch Max, den 14Jährigen aus unserer
142 Reisegruppe. Mit ihm spielt sie Uno, wann immer es geht –
143 morgens, mittags, abends. Öde wird ihr das nicht.

144 Kurz vor Winnipeg, nach knapp 2000 zurückgelegten Kilometern,
145 tauchen erste Weizenfelder auf. Die nächsten anderthalb Tage
146 wechseln sie sich mit endlos scheinenden Wiesen und Weiden
147 ab. Gegen Mittag, Jasper und die Rocky Mountains sind nicht
148 mehr weit, ruft jemand plötzlich aufgeregt durch den
149 Panoramawagen: „Bären! Bären!“ Und tatsächlich: Zwei junge
150 Schwarzbären traben hintereinander einen lichten Hang entlang.
151 Endlich. Ich bin hingerissen.

152 „Siehst du sie, Greta? Da vorne, dort sind sie!“ Greta blickt kurz
153 von ihrem iPad-Spiel auf. „Ja. Ich seh sie. Kuckst du weiter,
154 Mama, und sagst mir Bescheid, wenn du noch mehr siehst?“ Und
155 schon beugt sie sich wieder über das Tablet; sie ist ganz knapp
156 vor dem nächsthöheren Level. Die Bären sind nach 15 Sekunden
157 nicht mehr zu sehen.

158 In den nächsten vier Tagen ist unsere Gruppe vor allem mit dem
159 Bus in den Nationalparks Jasper und Banff im hop-on-hop-off-
160 Modus unterwegs. Unsere Zeit ist durchgetaktet – Natur-Konsum
161 im Eiltempo: Eine gute Stunde für die Erkundung des Maligne
162 Canyons, einer atemberaubend wildschönen Kalksteinschlucht!
163 Dann eine Bootstour auf dem von Gletscherwasser gespeisten
164 Maligne Lake, idyllisch umrahmt von den schroffen, teils
165 schneebedeckten Gipfeln der Rockies! Ein 80-Minuten-Trip mit
166 dem Ice Explorer zur Erkundung des Columbia-Eisfelds!
167 Anschließend ein Ausflug zum Moraine Lake, der zu Recht zu den
168 meistfotografierten Motiven Kanadas zählt. Und weiter geht's,
169 immer weiter, von einem Top Spot zum nächsten. Lake Louise.

170 Johnston Creek. Ein Helikopter-Rundflug. Eine Seilbahnfahrt auf
171 den Sulphur Mountain. Einmal sehen wir durch das Busfenster
172 einen Kojoten. Und Nester von Weißkopfseeadlern. Außerdem
173 Bergziegen, Wapitis und – zu Gretas großem Entzücken – einige
174 Male Streifenhörnchen, die sie mit Brotkrümeln anlockt. Nur
175 Bären lassen sich keine mehr blicken. Aber auch ohne die bin ich
176 von der majestätischen Schönheit und Ruhe der Landschaft
177 manchmal tief beglückt. Und Greta? Sammelt unterwegs Steine
178 und Stöcke, plantscht mit den Füßen in sämtlichen Seen,
179 erkundet jede Schlucht ein Stück auf eigene Faust oder mit Max
180 und den beiden anderen Jugendlichen. Doch kaum sind wir
181 abends zurück in unser Lodge, gibt es für sie nur eine Frage:
182 „Mama, darf ich das iPad haben?“

183 Die letzten, knapp 1000 Kilometer bis Vancouver reisen wir mit
184 dem Rocky Mountaineer, eine Fahrt von dem ein BBC-Reporter
185 einmal sagte, sie gehöre auf die Liste der fünfzig Dinge, die man
186 vor seinem Tod unbedingt tun sollte. Ich verstehe warum: Zwei
187 Tage bin ich nur Auge – so atemberaubend, so gigantisch, so
188 grandios sind die kanadischen Rockies. Und von der offenen
189 Aussichtsplattform kann ich die Landschaft sogar riechen.

190 Als sich dann tatsächlich noch mal ein Bär sehen lässt, kann ich
191 mir ein ermahnendes „Schau doch mal raus, Greta!“ nicht
192 verkneifen. Als Antwort kommt höchstzufrieden: „Ich bin gleich
193 bei Level 18, Mama!“

194 Gut zwei Tage bleiben uns gegen Ende der Reise für Vancouver
195 und Vancouver Island. Und wir machen zu dritt eine *Whale*
196 *Watching-Tour*, denn die stand schon lange auf meiner 50-
197 Dinge-die-ich-erleben-möchte-Liste. Für 350 kanadische Dollar
198 nimmt uns ein Motorboot mit hinaus auf den Pazifik. Gut 60

199 Minuten dauert die Fahrt bis zu der Stelle, wo am Morgen noch
200 Wale gesichtet wurden. Greta friert, und müde ist sie nach den
201 vielen Tage des Unterwegsseins auch. Doch kurz bevor sie
202 einschläft, zeigt sich in 60, 80 Meter Entfernung eine meterhohe
203 Fontäne. Gleich wird einer auftauchen. Und tatsächlich.
204 Sekunden später schiebt sich erst das gewaltige Maul eines
205 Buckelwals aus dem Wasser, dann sein massiger Körper, bevor
206 es mit einer eleganten Kurve zurück in die Tiefe gleitet, und die
207 Meeresoberfläche wieder so glatt ist wie zuvor. Für einen
208 Augenblick ist es still an Bord. Da ist er, der Zen-Moment, auf
209 den ich im Zug gehofft hattest. Noch zweimal taucht der Wal auf,
210 dann bleibt er verschwunden.

211 Als Greta einer Freundin von unseren Ferien in Kanada erzählt,
212 berichtet sie nicht von den Bären oder dem Wal und auch nicht
213 vom Helikopterflug, der Bootstour oder der Zugfahrt. Sie
214 schildert begeistert, wie sie Streifenhörnchen gefüttert hat „und
215 weißt du was, Mia, beinahe haben sie Brot aus meiner Hand
216 genommen“. Bin ich enttäuscht? Nicht wirklich. Denn ich habe ja
217 einen Wal gesehen. Und Level 18 hat Greta mit keinem Wort
218 erwähnt.

219

Wie aus Liebe ein Verbrechen wurde

Von Alexander Rupflin

Er legte Kabelbinder und Klebebande auf den Couchtisch neben den Gummibaum. Er stellte im Schlafzimmer den Laptop auf den Nachttisch, er klemmte eine Webcam an den Bildschirm, richtete den Computer aus, bis das Objektiv das Bett fixierte und indessen krabbelte so ein mieser Gedanke durch Schneiders Kopf: *Was tust du ihr an, um deinen Schmerz loszuwerden und sie diesen Schmerz fühlen zu lassen? Du kannst keine Frau schlagen. Klar. Konntest du nie. Aber demütigen. Das muss sein. Sie muss spüren, was du gespürt hast ...*

Er nahm das Handy und tippte: „Wir müssen reden. Kannst du Freitagabend kommen? Unser Sohn hat mir da was erzählt.“

Bald blinkte ihre Antwort auf. Sie wolle vorbeischaun. Es war der 4. März 2010.

Gut acht Jahre später. Schneiders Haare sind inzwischen grau meliert. Auf seinem Hochzeitsfoto von 2003 waren sie noch tiefschwarz. Er ist 52. Die tiefe Stirn geht in wulstige Augenbrauen über. Er sitzt auf einer hellgrauen Stoffcouch in einem Wohnzimmer, das nach dem Traum eines jeden frischverliebten Studentenpärchens aussieht. Weißer Ikea-Chique in Szene gesetzt durch ein halbes dutzend flackernder Teelichter. Über einer Schale mit Orangen kleben Sticker an der Wand, die in geschlungener Schrift zu einer friedvollen Lebensweise auffordern. „Respect one another“, „Hug often“, „Say sorry“. Diesen gegenüber ein Sonnenuntergangsfoto: „Chase Dreams“. Die umfangreiche CD-Sammlung liegt in wohl arrangierten Weinkisten aus hellem Holz. Schneider hört gern „Queens“.

Seit Herbst wohnt er allein in der kleinen Wohnung in Süderbrarup, einem 4000 Einwohner Ort in Schleswig-Holstein, nicht weit weg vom Meer, an dessen Hauptstraße die mehrstöckigen Häuser als altgewordene Ehepaare aneinander lehnen. An dem Dezemberabend, an dem ich bei ihm zum ersten Mal an der Haustür läute, kreischen Möwen durch die Luft. Nur zu sehen bekomme ich die Vögel nirgends. Die Stimmung an diesem Ostsee-Winter-Tag ist grau und irgendwie zum weinen.

Beim Betreten nimmt Schneider mir, wie ein übereifriger Kellner, den Mantel ab. „Wollen Sie einen Kaffee trinken?“ Er bittet mich, im Wohnzimmer Platz zu nehmen.

Das Sofa, auf dem wir sitzen, fällt für zwei Fremde zu klein aus. Schneider entschuldigt sich. Er sagt, ohne seine Schwester säßen wir auf Klappstühlen.

Es sind zwei Umstände, die zu diesem Treffen geführt haben: Zum einen, dass Schneider vor kurzem aus dem Knast entlassen wurde. Drei Jahre und neun Monate saß er dort, wegen einer Beziehungstat, wie man so euphemistisch sagt. Mehr wollte er am Telefon nicht verraten. Und zum anderen, dass in Deutschland laut Bundeskriminalamt im Schnitt jeden Tag ein Mann versucht, seine Partnerin oder Ex-Partnerin zu töten, dass im vergangenen Jahr dabei 147 Frauen starben, dass tausende Fälle von Vergewaltigung, Körperverletzung, Stalking und sexueller Nötigung dazukommen, dass fast 140000 Fälle von Gewalt in der Partnerschaft 2017 angezeigt wurden. Und Justizministerin Katarina Barley fordert, dass sich das „gesellschaftliche Klima“ in Deutschland ändern muss. Wie meint sie das eigentlich?

Schneider plaudert erst ein wenig über da Leben in einer Haftanstalt. Dann springt er auf und schließt die Wohnzimmertür. „Ist ziemlich hellhörig hier.“ Und fängt an zu erzählen.

Juli 1999 auf Sylt: Es gibt die Liebe auf den ersten Blick! Schneider begegnete ihr in diesem Sommer. Sie kam mit ihrem damaligen Partner, ein paar Freunden und Schneiders Bruder auf die Insel. Schneider wohnte in Westerland. Der Champagner- und Babourjacken-Lifestyle des deutschen Eilands hatte es ihm angetan. Obwohl er die Schule geschmissen hatte, keine Ausbildung machen wollte, lebte er auf finanziell stabilem Fuße. Er arbeitete in einem Bekleidungsgeschäft. Seine Schwester, die ebenfalls auf Sylt lebte, vermietete einige Ferienwohnungen. In eine davon brachte sie den gemeinsamen Bruder und dessen Freunde unter.

In den Tagen darauf verlebte Schneider so viel Zeit wie möglich mit der Clique. Er schlenderte mit ihnen zu den Szenekneipen in Westerland, ging mit ihnen Bowlen, hing mit ihnen im Apartment ab. Immer das Ziel, dieser einen Frau nah zu kommen.

Rasch merkte Schneider, was ihn an Miriam so anzog. Ein bisschen unnahbar war sie, charmant und gleichzeitig wirkte sie so hilfsbedürftig. Schüchtern. Nur wenn sie etwas getrunken hatte, blühte sie auf, wirkte dann regelrecht euphorisch, frei. Warum machte ihn ausgerechnet dieser Anschein der Schwäche so an? Egal. Im Gegensatz zum Hass braucht Liebe keine Erklärung. Am Ende ihres Aufenthalts war sich Schneider sicher, dass er diese Frau wieder sehen musste.

Ein paar Monate später rauschte Orkan Anatol über Sylt hinweg. Die Stromversorgung brach zusammen. Der Sturm entwurzelte Bäume, legte Dächer bloß, fegte ganze Holzfassaden fort.

Miriam, die Arzthelferin, wohnte im selben niedersächsischen Dorf wie Schneiders Bruder, der dort gerade sein Eigenheim errichtete. Mit einem Mal entdeckte Schneider seine Freude am Hausbau und fuhr zu jeder Gelegenheit von Sylt nach Niedersachsen, um den Bruder zu unterstützen.

Zufälligerweise war auch Miriam regelmäßig zugegen. Schneider glaubte zu erkennen, dass diese Frau mit ihrem Leben nicht zufrieden war, dass sie sich in ihrer Beziehung gefangen fühlte, aber sich nicht zu befreien wusste. Er würde ihre Fesseln zerschlagen! Er träumte, dass sie das „bezaubernde Burgfrulein ist, das ich aus der Gefangenschaft retten muss“.

Die Sache nahm ihren Lauf. Miriam trennte sich von ihrem damaligen Partner, Schneider sich von der Insel und er zog zu ihr nach Niedersachsen in das Haus ihrer Eltern. Es war das Jahr 2000. Drei Jahre später heirateten die beiden. Ein Jahr darauf kam ihr Sohn zur Welt.

„Heute kann ich nicht mehr sagen, was für ein Mensch Miriam ist. Wie beschreibt man seine Traumfrau?“ Auf dem Hochzeitfoto von damals jedenfalls trägt Miriam zum Bob geschnittenes goldblondes Haar und ihre hohen Angelina-Jolie-Wangen sind hübsch gerötet.

Wer die Studie des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend liest, muss zu dem Schluss kommen, dass Gewalt, die aus Zuneigung wächst, genauso zu fürchten ist, wie die des Hasses. Das Bundesministerium sagt, dass jede vierte Frau zwischen 16 und 85 körperliche und/oder sexuelle Gewalt durch den Partner oder Ex-Partner erlebt. Die Frauen stammen meist aus der jüngeren oder mittleren Generation. Ob die Frau als Barfrau oder Anwältin arbeitet, ob sie im Sozialbau oder der Vorstadtvilla mit Pool lebt, es spielt keine Rolle. Psychologen sagen, die Ursache liege häufig begründet „im Gefühl der Ohnmacht des Mannes“. Der Moment des Kontrollverlusts.

Schneider jedenfalls war damals „verdammst glücklich“. Es waren die Jahre, in denen es in seinem Leben steil bergauf ging. Inzwischen leitete er sein eigenes Kaminstudio, in dem er Öfen verkaufte. Sehr erfolgreich, wie er sagt, plante bald, sich zu vergrößern. Schneider ist der geborene Verkäufer. Er redet und redet und wirkt dabei nie großspurig, er nimmt seinen Zuhörer für sich ein, bis der nur noch „Ja“ und „Amen“ rufen will. Zu Hause, bei seiner kleinen Familie, fühlte sich Schneider als der Herr im Haus, als der, der die Ansagen machte. Was ihm nicht passte, ließ er nicht zu. „Ich hatte das Ruder in der

Hand“ und dieses altmodische Ideal vom Familienoberhaupt, Hauptverdiener, das war ihm wirklich wichtig. Er wollte sein wie sein Vater, der immer alleine für die Familie gesorgt hatte. Der sich nicht zu schade war, für das Wohl von Frau und Kind, Tag und Nacht zu schuften, der der Familie Geborgenheit versprach. Dass Miriam als Arzthelferin Anfangs mehr verdiente als Schneider, passt ihm nicht in den Kram. Er wollte ihr gegenüber „was darstellen“. Und ihm war klar: „Frau und Mann bekommen es niemals hin, sich in allen Belangen auf Augenhöhe zu begegnen. Das ist doch Wunschdenken.“

Dieses Urbild war ihm täglich mindestens zwölf Stunden Arbeit wert. Auch am Wochenende. Vor den Nachbarn und Freunden gab sich Schneider alle Mühe, gut dazustehen. Ein bisschen sylter Erfolgsgeist hineinbringen in die niedersächsische Provinz. „Wir galten als das Traumpaar.“

Zu dieser Zeit versprach der Schauspieler William Shatner in einem Werbespot: „Holt euch World of Warcraft. Darin könnt ihr alles sein!“ Eine Beteuerung. Schneider fing an, sich nach getaner Arbeit vor den Computer zu setzen, verwandelte sich zum Helden in glänzender Rüstung. Ein berausches Gefühl, das abhängig machte. In der Welt der Online-Rollenspiele verlebte er die Nächte, baute mit anderen Spielern einer digitalen Gang auf, levelte sich hoch, wie im echten Leben, und bestritt epische Schlachten, ergaunerte kostbare Schätze.

Nur im analogen Ehebett lief es mit einem Mal nicht mehr. Schneider verstand nicht, warum. Für ihn kam nur die Schlussfolgerung in Betracht, dass Miriam einen anderen haben musste. Er konfrontierte sie mit dem Verdacht. Am nächsten Tag kam sie tränenüberströmt in sein Kaminstudio und schwor, dass sie keinen Mann außer ihn liebe. Schneider glaubte ihr.

Bis zu dem Abend im August 2009:

Miriam kam spät, gegen 22 Uhr von ihrem Trommelkurs zurück – „fragen Sie mich bitte nicht, was das für ein Kurs war“. Längst interessierte er sich nicht mehr für alles, was Miriam so unternahm.

Bald ging das Ehepaar zu Bett, Miriam schlief schnell ein. Schneider weckte sie wieder. Ihm war eingefallen, dass er noch etwas Wichtiges besprechen wollte, was, daran könne er sich heute nicht mehr erinnern. Müde drehte sich Miriam zu ihrem Mann um und durch die Dunkelheit des Schlafzimmers sprach sie: „Ich konnte die letzten neun Jahre schon nicht mit dir reden.“ Dann wandte sie ihm wieder den Rücken zu.

Miriam schwieg. Schneider ertrug das nicht. Er flüchtete aus dem Schlafzimmer auf das Sofa im Wohnzimmer und bekam kein Auge zu. Wie meinte sie das? Neun Jahre ... Die stellt alles, wirklich alles in Frage damit!

Es muss gegen ein Uhr gewesen sein, als es Schneider nicht länger aushielt. Er nahm ihr Handy.

Die erste Nachricht, die er las, ging an Miriams Arbeitskollegin Doris. Sie lautete ungefähr: „Kann heute leider nicht zum Trommeln kommen. Habe einen Geburtstag vergessen. Gruß Miriam.“

Wie bitte? Hatte ihm Miriam nicht vorhin erzählt, dass der Trommelkurs diesmal besonders anstrengend gewesen sei? Er tippte sich weiter durch das Handy. Stieß auf eine zweite Doris. Eine Doris mit Doppel-S. Wer war Doriss?

Hinter dem Namen verbargen sich die Nachrichten, die Schneider gesucht hatte und nicht finden wollte: Liebesversprechen, Schwüre, Bekundungen, wie bezaubernd doch das letzte gemeinsame Wochenende gewesen sei. Mit dem Handy in der Hand schlich er sich ins Schlafzimmer, wollte nicht, dass sein Sohn etwas mitbekommt. Er lies das Licht aus, fragte: „Wer ist Doris mit Doppel-S?“

Miriam schreckte aus ihrem Schlaf. „Was willst du jetzt?“

„Wer ist Doris mit Doppel-S?“

Sie war hellwach. Sie forderte ihr Handy, das er ihr entgegenhielt. Er gab es ihr nicht. Verlangte, sie solle mit ihm ins Wohnzimmer kommen, sich erklären. Er blieb erstaunlich ruhig. Kein Schreien, keine Beleidigungen.

Nur Fragen: „Wer? Wie? Warum? Weshalb?“

Sie schwieg. Zwei Stunden verhörte er sie, dann gab er auf und reichte ihr, erschöpft von ihrer Verschwiegenheit, das Handy unter der Bedingung, dass sie ihm morgen um 12 Uhr alles erzähle. Die restliche Nacht verbrachte Schneider weinend im Ehebett. Miriam blieb im Wohnzimmer zurück. Den Dialog, der zwischen dem Ehepaar am Tag darauf stattfand, gibt Schneider heute auf der Stoffcouch in Süderbrarup so wieder:

„Jetzt erzähl mal.“

„Warum willst du das alles wissen? Willst du dich selbst zermartern?“

„Schatz, ich will einfach nur nicht weiter fragen.“

Miriam gesteht ihrem Mann, dass sie seit über einem halben Jahr eine Affäre mit dem anderen Kerl hat. Der ebenfalls verheiratet ist. In der Disko hatten sie sich kennengelernt.

„Und jetzt? Willst du mit dem zusammen sein?“

„Nein! Nein, natürlich nicht.“

„Dann mach Schluss. Ruf ihn an. Jetzt, vor mir.“

„Das kann ich nicht.“

„Also bleibt mir nur die Scheidung.“

„Ja? Du machst es dir ja wieder verdammt einfach ...“

Schneider und Miriam trennten sich. Er zog aus dem Haus ihrer Eltern, nicht weit weg, damit er in der Nähe seines Sohnes bleiben konnte, kurz darauf meldete er Privatinsolvenz an, sei psychisch außer Stande gewesen, das Kaminstudio weiterzuführen. Aber umso länger die Trennung andauerte, umso überzeugter war Schneider, dass er um seine Ehe kämpfen muss. Miriam willigte ein, ihn einmal die Woche zu treffen. Sie sagte, sie habe sich von dem anderen Mann getrennt und führe auch sonst keine Beziehung. Sie gingen gemeinsam Essen und ins Kino. Für Schneider fühlten sich die Verabredungen an wie Dates. Erste Berührungen. Eine Umarmung. Ein Kuss auf die Wange.

Zur Sicherheit fuhr er ab und zu an ihrem Haus vorbei, nur überprüfen, ob da ein fremdes Auto parkte, klingelte unangemeldet, war eben zufällig in der Nähe, und manchmal, wenn sein Sohn zu Besuch war, fragte er ein bisschen genauer, was Mama so den Tag über machte.

Keine Verdachtsmomente. In Schneider wuchs die Überzeugung, er hätte die Kontrolle zurückgewonnen. „Endlich bestimmte ich, in welche Richtung das Ganze geht.“ Und zwar bergauf! Zumindest bis zu jenem März-Tag, an dem der 6-jährige Sohn sich verplapperte und, während er mit Papa Playstation spielte, über die Tochter von Mamas neuem Freund herzog.

Es gibt da diese Redewendung: Eine Vergewaltigung ist schlimmer als der Tod. Das ist eine Behauptung von Männern, die sagen wollen, abscheulicher könne der Ehrverlust für eine Frau nicht ausfallen. Wir sind von diesem Gedanken durchdrungen. Bei keinem Gewaltverbrechen schämen sich die Opfer so

sehr, darüber zu sprechen. In dem englischen Wort „rape“ schimmert diese Ansicht noch durch. Es stammt ab von dem lateinischen „rapere“ – Raub. Die Ehre wurde ihr geraubt. Bis ins 19. Jahrhundert galt hierzulande auf Vergewaltigung die Todesstrafe, allerdings nur, wenn das Opfer eine Frau mit Ehre war. Bei Verheirateten befragte man dazu den Ehegatten, bei Unverheirateten machte man den Fingertest. Wenn ein Mann nach dieser Logik einer Frau größtmöglichen Schaden zufügen möchte, so demütigen möchte, dass sie sich nicht mehr im Spiegel ansehen kann, dann beschimpft er sie nicht, dann schlägt er sie nicht, dann vergewaltigt er sie. Schneider dachte so.

Der Tag, 5. März 2010: In der Tagesschau hatte gerade Judith Rakers vom Missbrauchsskandal im Kloster Ettal berichtet. 100 Opfer, mindestens. Und Merkel hatte mit dem griechischen Präsidenten Papandreou über ein neues Sparpaket verhandelt. In Niedersachsen war es ein bewölklter Tag gewesen, zwei Grad Celsius. Als Miriam wie verabredet an der Haustür klingelte, trug sie einen Strickschal. Schneider öffnete ihr. Küsschen links und rechts. Er nahm ihr den Mantel ab und schloss hinter ihr die Tür ab. Aus der Küche brachte er zwei Gläser mit Weinschorle und nahm neben ihr Platz. Er stellte sie zur Rede, erzählte ihr, was ihr Sohn ihm berichtet hatte. Sie fing an zu weinen, leugnete, dass sie in einer Beziehung sei. Er verlangte ihr Handy. Sie verweigerte es. Jedes Nein machte ihn wütender. Er packte sie am Wollschal. Um den Druck auf ihren Kehlkopf zu lösen, hielt Miriam ihre Hände schützend zwischen Hals und Stoff. Zum ersten Mal flammte in ihr Angst vor dem eigenen Ehemann auf. Er lies ab, versuchte, wieder an ihr Handy zu kommen. Sie biss ihn in den Arm. Er zeigte auf Kabelbinder und Klebeband, die auf dem Couchtisch bereitlagen. Sie begriff.

„Ich glaube, da wusste sie, dass das kein gutes Ende nimmt.“ Was Schneider beschreibt, deckt sich mit den Gerichtsakten:

Miriam überließ ihm das Handy. Während er es nach Beweisen durchsuchte, versuchte sie, zu fliehen, lief zur Balkontür. Er war schneller. Packte sie, drückte sie zurück aufs Sofa, fesselte ihre Arme mit den Kabelbindern und knebelte sie mit dem Klebeband, wandte sich wieder dem Handy zu und durchforstete in aller Ruhe die Nachrichten. Sein Verdacht bestätigte sich. Noch immer war Miriam mit "Doriss" zusammen.

Sich von einem Mann zu trennen, ist gefährlich. Eine „Risikosituation“, sagen Experten wie der Psychologe Dr. Jens Hoffmann vom Institut Psychologie und Bedrohungsmanagement. Nicht unbedingt in dem Moment der Trennung, sondern im Augenblick, in dem der Mann begreift, dass ihm die Partnerin für immer entglitten ist. Eine Bankrotterklärung. Er hat die Macht verloren, die er als Mann in unserer Gesellschaft über die Frau und die Situation glaubt, haben zu müssen. Eine Erschütterung des eigenen Selbstwerts. Eine existenzielle Bedrohung – für beide.

Schneider stockt kurz in seiner Erzählung, um dann doch gleich fortzufahren, aber ich merke, was er mir daraufhin, mit plötzlich deutlich hängendem Mundwinkel, über Miriam berichtet, die Frau, die er einmal geliebt hatte, seiner Liebe auf den ersten Blick, der Traumfrau, wie er sie heute noch nennt, das bekommt Schneider doch schwerer über die Lippen. Endlich schwindet die Souveränität dieses Mannes, der bisher erzählte, als wolle er ein altes italienisches Cabrio verkaufen: Ja ok, manches sei ziemlich kaputt, aber hey, es gehe hier auch um ein Lebensgefühl.

Zum ersten Mal an diesem Abend schaut er mich nicht an, sondern an mir vorbei, auf die Aufkleber an der Wand. „Respect one another“, „Hug often“, „Say sorry“. Dabei wirkt er nicht sonderlich betroffen, es kommen ihm keine Tränen, seine Stimme wird nicht zittrig. Weil er kaltblütig ist? Vielleicht. Wahrscheinlicher ist, glaube ich, dass er so was wie Routine entwickelt hat, die Geschichte vom Ende seines damaligen Lebens zu erzählen. Er erzählte sie der Polizei, dem Gericht, seiner Familie,

Psychologen und Therapiegruppen im Knast. Irgendwo muss ihm seine Vergangenheit zur Prosa geworden sein. Genauso möglich scheint, er kapselt er sich während seiner Erzählung emotional von der Tat ab, um sich selbst noch ertragen zu können? Ich weiß es nicht.

Das Urteil, dass mir Schneider nach unserem Gespräch mitgibt, fasst die Tat jedenfalls so zusammen:

Er hob die Nebenklägerin auf seine Hände und trug sie in sein Schlafzimmer. Dort legte er sie auf sein Bett. Zu diesem Zeitpunkt hatte er den Laptop schon eingeschaltet und ein Programm zur Aufnahme von Videos war bereits geöffnet. Zur Durchsetzung seines Vorhabens und um einen eventuellen Widerstand der Nebenklägerin zu verhindern, fesselte der Angeklagte die Nebenklägerin sodann unter Verwendung von weiteren Kabelbindern an das Bett. Des Weiteren wickelte der Angeklagte der Nebenklägerin mehrfach Klebeband um ihren Kopf, so dass lediglich die Nase und die Augen der Nebenklägerin frei blieben. Im Anschluss daran begann der Angeklagte die Nebenklägerin zu entkleiden. Als die Nebenklägerin mit den Beinen zu strampeln begann, drohte der Angeklagte, dass er ihr auch die Beine fesseln könne, wenn sie ihre Beine nicht stillhalten würde. Unter dem Eindruck dieser Drohung und aus Angst vor weiteren Fesselungen leistete die Nebenklägerin in der Folgezeit keinerlei Gegenwehr mehr. Der Angeklagte zog der Nebenklägerin daraufhin ihre Jeans und den Slip aus und schob ihren Pullover nach oben. Sich selbst entkleidete er vollständig. Im Anschluss daran richtete der Angeklagte nochmals den Laptop aus und startete sodann die Videoaufzeichnung. Hierbei empfand die Nebenklägerin panische Angst, da sie befürchtete, die Aufzeichnung könne parallel im Internet gezeigt werden. Der Angeklagte versuchte dann zunächst, vaginal von hinten in die Nebenklägerin einzudringen, was jedoch nicht gelang, da er zu diesem Zeitpunkt über keine ausreichende Erektion verfügte. Im Folgenden drang er mit seinem nunmehr ausreichend erigierten Penis von vorne in ihre Scheide ein und führte den Geschlechtsverkehr bis zum Samenerguss in der Scheide aus.

Schneider zog sich an, holte ein Messer, mit dem er ihr zuerst über den Bauch strich, dann löste er die Kabelbinder, gab ihr ihre Kleider, drohte, dass das Ganze lieber unter ihnen bleiben sollte und ließ sie gehen. Kurz darauf schrieb er ihr eine SMS: „Du hast deine Brille bei mir vergessen.“

Am darauffolgenden Morgen stand die Polizei vor seiner Tür.

„Es musste so enden, weil ich mich in alledem so verloren hatte.“

In was alledem?

Schneider beschreibt ein Gefühl der Ohnmacht. Der Machtgier. Vergewaltigung hat nichts mit Lust zu tun. Fast nie. Es geht darum, jemand unter sich zu spüren. Erniedrigung. Schmerz. Entwürdigung. Noch einmal sich überlegen sehen, die Situation im Griff haben. Mann sein – was immer das bedeutet.

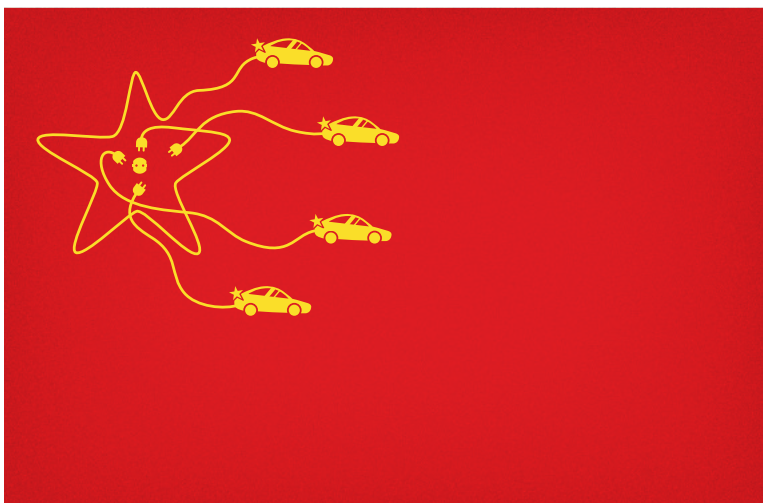
Die Polizei verhörte Schneider, er gestand und wurde gehengelassen. Er verließ Niedersachsen und zog zurück nach Sylt. Bis zur Verhandlung vergingen vier Jahre – weil das Landgericht Stade durch andere Verfahren überlastet gewesen sei. Keine Seltenheit an deutschen Gerichten. Vier Jahre, in denen Schneider sich frei bewegte. Vier Jahre, in denen er zwei Frauen auf Sylt kennenlernte. Beiden erzählte er, was er getan hatte. Sie akzeptierten die Tat, trennten sich nicht von ihm, was Schneider selbst wunderte. Dann endlich der Prozess: Schneider wird verurteilt wegen schwerer Vergewaltigung zu drei Jahren und neun Monaten Haft. Seit der Tat hatte er nur mehr per Post Kontakt mit seinem Sohn. Am Anfang schrieb der ihm noch „Du bist der beste Papa der Welt“, seit dem Urteil kommt nichts mehr.

Seit Juni 2018 ist Schneider wieder frei. Seine Schwester hat ihm die Wohnung in Süderbrarup eingerichtet, nicht weit weg vom Vater, den er jetzt pflegt. Einen Job findet er lange keinen. Er leidet. Therapeuten machen die Erfahrung, dass Vergewaltiger oft verdammt verzweifelte Menschen sind –

was keine Entschuldigung für ihr Verhalten ist, Schneider hatte immer noch seinen freien Willen – aber es ist eine Erklärung: Schneider ging es nicht um Lust, gewaltsam wollte er sich wieder mächtig fühlen, sich der Frau, die für immer verloren hatte, noch einmal ermächtigen und seinem Klischee von überlegener Männlichkeit entsprechen. Ein Moment, in dem er sich selbst nicht mehr ertrug. Es ist diese Ohnmacht in der häufig der Ursprung häuslicher Gewalt zu finden ist, sagt der Psychologe Hoffmann.

An Weihnachten hat Schneider seinem Sohn wieder geschrieben. Bis heute wartet er auf Antwort.

(Schneider und Miriam heißen eigentlich anders)



Energie aus der Nation: Die rote Flagge auf Zukunft getrimmt

Sie setzen ein Volk unter Strom

Chinas Regierung will das Land zur Weltmacht in der Automobilproduktion machen. Durch die Karriere des Elektroautos könnte das sogar gelingen. Zwei deutsche Manager treten als Revolutionäre an **VON CLAUDIUS HECKING**

Hier also wollen zwei deutsche Manager und drei chinesische Großkonzerne das Auto des 21. Jahrhunderts erschaffen. »FMC« steht auf dem zerknitterten Zettel, den jemand auf die Eingangstür der Future Mobility Corporation geklebt hat. Für die Entwicklung eines Firmenlogos hatten die Gründer keine Zeit. Sie beziehen ihr Hauptquartier gerade erst, einen ausgedienten Fabrikkomplex am Rande der südchinesischen Metropole Shenzhen. Im Eingangsbereich gibt es bislang: ein paar Drehstühle, teils noch in Plastikfolie, sechs Mitarbeiter vor Notebooks, eine Topfpflanze, ein paar bunte Tassen. Es riecht nach frisch gebrühtem Kaffee. Arbeiter reißen Trennwände ein und verlegen Kabelstränge, damit alles bereit ist, wenn die Neuen kommen.

Hundert Menschen wird FMC in den nächsten Wochen anstellen. Sie sollen ein Elektromobil made in China konzipieren, wie es die Welt noch nie gesehen hat: vernetzt und massentauglicher als alles, was bislang auf dem Weltmarkt ist.

»Wir wollen das Apple der Automobilindustrie werden«, sagt Carsten Breitfeld, der das Unternehmen zusammen mit Daniel Kirchert, einem weiteren Deutschen, leitet.

Das klingt etwas großspurig. FMC ist schließlich keine zehn Monate alt, das Unternehmen hat bislang weder eine Fabrik noch ein Auto. Doch es versetzt die Konkurrenz aus Deutschland und dem Silicon Valley tatsächlich in Unruhe.

Das Start-up hat einige der klügsten und ambitioniertesten Köpfe eingekauft: Topentwickler von BMW, Daimler, Google und Tesla. Dazu kommen Kapital und politische Macht. Hinter FMC stehen mit dem Internet-Giganten Tencent und dem Autohändler Harmony zwei der mächtigsten Konzerne der Volksrepublik, dazu kommt der iPhone-Fertiger Foxconn. Und vor allem hat FMC das Regime in Peking im Rücken. Der Co-Chef Daniel Kirchert sagt: »Die Regierung hat eine klare Vision. Sie will Chinas Autoindustrie auf die globale Bühne bringen, mit sauberen Fahrzeugen ohne Emissionen.«

In dem Jungunternehmen sind die Rollen klar verteilt. Breitfeld, 53, gebürtiger Niedersachse, ist der oberste Entwickler. Nach seiner Promotion als Maschinenbauingenieur hat er fast 20 Jahre lang bei BMW Karriere gemacht, avancierte vom Fahrwerks-techniker zum Projektverantwortlichen für den Hybrid-Sportwagen i8. Er gilt weltweit als Koryphäe für den Bau von E-Autos. Mit China hatte er bislang wenig zu tun.

Kirchert, 43, gebürtiger Bayer, ist der Wanderer zwischen den Welten. Als Kind las er schon Bücher über asiatische Schriftzeichen, später heiratete er eine Chinesin, seit Jahren lebt er im Land, spricht fließend Mandarin und sogar regionale Dialekte. Und er weiß, wie man den Chinesen Autos verkauft. Im Jahr 2007 wurde Kirchert regionaler Marketing- und Verkaufschef von BMW. Binnen sechs Jahren verachtete er den Absatz. Dann wechselte der Manager als China-Chef zu Infiniti – und verdoppelte dort den Umsatz des japanischen Luxuswagenherstellers.

Jetzt machen die beiden Deutschen ihren ehemaligen Arbeitgebern Konkurrenz – mit einem kühnen Versprechen. »Wir bringen hier deutsche Produktionsqualität mit chinesischer Kostenstruktur und IT-Kompetenz zusammen«, sagt Kirchert.

Genau das war die Idee der Chefs von Tencent, Harmony und Foxconn, als sie das Unternehmen gründeten. Gezielt gingen die Industrieruler auf die beiden Deutschen zu, Breitfeld und Kirchert akzeptierten – und machten sich ihrerseits daran, den etablierten Herstellern die besten Teile wegzukaufen.

Von BMWs E-Auto-Projekt namens »i« wechselten der Chefdesigner, der oberste Entwickler des elektrischen Antriebs und der leitende Produktmanager. Von Mercedes und Google kamen zwei Spezialisten für selbstfahrende Autos. Auch dem amerikanischen E-Auto-Hersteller Tesla haben Breitfeld und Kirchert drei Führungskräfte abgeworben – vor allem Marc Duchesne, der bei dem kalifornischen Rivalen die globale Lieferkette organisiert. Mit diesen Personalien verhält es sich in etwa so, als würde man internationale Starfußballer bei einem neu gegründeten Fußballteam einkaufen, das noch nicht einmal ein Stadion hat.

Wie es heißt, soll FMC den Neuzugängen Gehälter wie im Profifußball zahlen. Zudem halten die Spitzenmanager zusammen mehr als zehn Prozent der Unternehmensanteile.

Entsprechend anspruchsvoll sind ihre Vorgaben. Leistungsstark und solide wie deutsche Autos sollen die Fahrzeuge werden, hip und bahnbrechend wie Silicon-Valley-Spielzeuge, massentauglich und erschwinglich wie Produkte aus China. Ihr erstes Modell entwickeln sie parallel an drei Standorten: Süddeutschland, Kalifornien, Südkina. Herauskommen soll ein Geländewagen zum Preis von etwa 45 000 Dollar, eine Art »Tablet auf vier Rädern«, wie

Breitfeld sagt, vielleicht soll das Auto sogar autonom fahren können.

Der Zeitdruck ist immens: Schon übernächstes Jahr soll das Fahrzeug auf den Markt kommen; Entwicklungszyklen in der normalen Automobilindustrie sind doppelt so lang. Dabei haben die etablierten Hersteller schon Fabriken, hoch spezialisierte Ingenieure und Facharbeiter, über Jahre aufgebauete Zulieferketten und Vertriebsnetze.

FMC fängt bei null an. Aber genau das sei die große Chance, behaupten die Manager.

»Unsere Branche hat ein Problem: Jeder hat verstanden, dass Elektroantrieb und Batterietechnologie die Zukunft sind«, sagt Breitfeld. »Aber dann stellt sich die Frage: Wie komme ich von der alten in die neue Welt? Wir haben keinen Ballast aus der Vergangenheit.« Das heißt: keine Werke für Verbrennungsmotoren, die man auslasten muss. Keine Arbeitsplätze, die man erhalten muss. Keine Lieferverträge, die man einhalten muss. Keine Ingenieure, die man umschulen muss. Keine Aktionäre, denen man Quartal für Quartal gute Zahlen liefern muss.

»Ich konnte mir nicht vorstellen, zehn Jahre in der alten Welt weiterzumachen und zuzusehen, wie anderswo eine neue Welt entsteht«, erklärt Carsten Breitfeld seinen Abgang. Viele etablierte Autohersteller seien in ihren alten Denkstrukturen gefangen – auch weil sie fürchten, ihre eigenen Produkte zu kannelalisieren.

»Ein Schreibmaschinenunternehmen kann keinen Computer erfinden.« FMC indes könne radikal Neues schaffen.

Wie ginge das besser als in Shenzhen, der Parade-stadt des chinesischen Wirtschaftswunders?

Bis 1979 war der Ort ein verschlafenes Fischerstädtchen an einer Bucht des Südchinesischen Meeres, gleich neben Hongkong. Dann zeigte der Wirtschaftsreformer Deng Xiaoping eines Tages mit dem Finger auf die Landkarte – und rief das Fleckchen zu einer Sonderwirtschaftszone aus. Es wurde ein Testgebiet für wirtschaftliche Öffnung, Privatisierung, Aufbau moderner Industrie.

Heute ist hier auf großen Tafeln das Motto der modernen Hightech-Metropole zu lesen: »Zeit ist Geld, Effizienz ist Leben«. Tausende Wolkenkratzer ragen in den Himmel, auf zwölfstöckigen Autobahnen staut sich der Verkehr. Offiziell leben hier zwölf Millionen Menschen, weitere acht Millionen sollen unangemeldet hier sein. Wo anfangs Billigelektronik

wie Wecker, Radios und Rolex-Plagiate produziert wurden, werden jetzt Roboter und jedes dritte weltweit verkaufte Smartphone zusammengesetzt, von Weltkonzernen wie Huawei oder eben dem Auftragshersteller Foxconn. Sogar in der Alltagssprache hat sich die Boomstadt einen Platz erobert. Wenn Chinesen eine rasante Entwicklung beschreiben wollen, sprechen sie vom »Shenzhen-Tempo«.

Die meisten Fischerboote tuckern hier nur noch für Touristen aufs Meer, schon weil es in der Bucht kaum noch Fische gibt. Auch sonst bezahlen die Chinesen teuer für ihre Turboindustrialisierung. Das Elektroauto soll daran etwas ändern.

Die schlechte Luftqualität, verursacht durch Abgas von Kohlekraftwerken, Fabriken und Autos, ist längst bedrückender Alltag in der Hauptstadt Peking und anderen nordchinesischen Städten. Mehr als eine Million Chinesen sterben jährlich an den Folgen der Luftverschmutzung, Macht zwei Tote pro Minute.

Die elektronische Revolution des Verkehrs soll den ökologischen Kollaps verhindern. Die Führungsriege um Staatspräsident Xi Jinping hat angeordnet, dass in drei Jahren fünf Millionen Autos mit alternativem Antrieb, gut 25-mal so viele wie zurzeit in Deutschland, auf Chinas Straßen fahren müssen. Schon 2016 wurden mehr als 500 000 solcher Fahrzeuge verkauft. Hierzulande waren es rund 25 000.

Pekings Plan geht natürlich nur auf, wenn statt unsauberer Energie aus Kohle genug alternativer Strom im Land produziert wird. Sonst nämlich würden die Emissionen nur verschoben und nicht eingespart.

Doch der Umbruch in China hat jetzt schon Auswirkungen auf die Produktion von Elektroautos in der ganzen Welt. »Hier übersteigt das Volumen bald die kritische Masse«, sagt Dirk Meyer, Asienexperte der für die Automobilindustrie spezialisierte Unternehmensberatung Forum Bric. Das heißt: Viel schneller als in jedem anderen Land können Hersteller auf Absatzzahlen kommen, die ihre Investitionen profitabel machen.

Chinas Regierung beschleunigt diese Entwicklung mit Subventionen und Hilfen für willfährige Unternehmen – und mit Schikanen gegen Bremser. So buhlen die Provinzregierungen mit Steuervorteilen, billigem Land, Bürgschaften oder Krediten um E-Auto-Hersteller. Und die Käufer von Elektroautos bekommen eine Prämie von umgerechnet bis zu 7000 Euro – bevorzugt für Modelle aus China. Den Strom tanken können sie an mehr als 270 000 Ladestationen, die der staatlichen Nachrichtenagentur Xinhua zufolge landesweit bereits in Betrieb sein sollen. Immobilienbesitzer, die den Bau weiterer Ladesäulen auf

DIESE WOCHE



So schnell kann es gehen: Wie der Bahnchef Rüdiger Grube hinwarf – und die Schwächen der Regierung offenbarte **Seite 20**



Der Medienmacher Roland Tichy ist erfolgreich als Grenzgänger zwischen Freiheit und Nationalismus **Seite 22**



Auf einmal wird sie Wirtschaftministerin: Ein Porträt der SPD-Frau und Machttechnokratin Brigitte Zypries **Seite 28**

QUENGELE-ZONE

Gesunder Passivsport

MARCUS ROHWETTERS
wöchentliche Einkaufshilfe

Wer Grenzen überwindet und Unvereinbares miteinander versöhnt, macht sich als Brückenbauer um die Gesellschaft verdient. Die verbindende Kraft von Werbung wird in diesem Zusammenhang leider oft übersehen, obwohl sie höchst unterschiedliche Dinge zusammenbringt. Fußball und Bier zum Beispiel. Oder, ganz grundsätzlich gesagt: Sport und nahezu vollständige Bewegungslosigkeit.

Kein Fußballturnier von Rang im Fernsehen, das nicht von einer großen Biermarke »präsentiert« wird, die sich bei diesem Anlass gern in ihrer alkoholfreien Variante auch als isotonischer Durstlöcher nach körperlicher Betätigung empfiehlt. Für den Passivsportler dürfte das nebenächlich sein. Wie sein aktives Vorbild auf dem Rasen strebt auch er einem definierten Körper entgegen, beantwortet die Definitionsfrage aber ganz anders. Denn intensiver Konsum von Bier sorgt bekanntlich für gewaltige Bäuche, während die Jungs auf dem Fußballplatz eher durch ihre Sixpacks beeindruckend. Diese verschiedenen Welten zusammenzuführen ist hohe Kunst.

Auch andere Unternehmen beherrschen sie. Die Schokolade Ritter Sport etwa leitet ihren Namen nicht von mittelalterlicher Lanzenstecher oder Schwertkämpfern ab, sondern von der Tatsache, dass die Tafeln so praktisch in die Taschen von Sportsakkos passen. Die haben in früheren Zeiten vor allem die Zuschauer getragen, nicht unbedingt die Sportler selbst. Auch der Business-ist kein Trainingsanzug, obwohl man ihn über dem Hemd trägt, das, bei einigen Anbietern, auch mit Sportmanschetten zu haben ist. Getragen wird das Outfit passenderweise von Büroangestellten, die vorwiegend im Sitzen arbeiten. Nach Dienstschluss nehmen sie den Aufzug in die Tiefgarage ihrer Firma und bestiegen ihren spurtarken BMW, der ihnen auf dem Heimweg zum biersiegeligen Fußballabend noch »sportliches Fahren« ermöglicht. Was keineswegs mit Raserei verwechselt werden darf.

Von Verkäufern genötigt? Genervt von Werbe-Hohlsprech und Pseudo-Innovationen? Melden Sie sich: quengelzone@zeit.de – oder folgen Sie dem Autor auf Twitter unter @MRohwetter

Fortsetzung auf S. 20

ihrem Grundverweigen, müssen mit Strafen rechnen. So soll der Plan erfüllt werden: In Ballungsräumen darf im Jahr 2020 die nächste E-Tankanlage nirgendwo weiter als einen Kilometer entfernt sein.

Außerdem dürfen neue E-Mobile in der Regel sofort im Straßenverkehr herumkurven und gratis parken. Besitzer von Fahrzeugen mit Verbrennungsmotor müssen indes in Ballungsgebieten oft monate- oder jahrelang auf die Zulassung warten, bei Smogalarm dürfen sie meist gar nicht raus. In Chongqing, einer Megacity mit mehr als 30 Millionen Einwohnern, ordnete die Verwaltung kürzlich sogar an, die gesamte Taxiflotte auf Elektrofahrzeuge umzustellen. Auch die Zentralregierung hat beschlossen, dass künftig mindestens 30 Prozent ihrer Dienstfahrzeuge mit Strom fahren müssen – und dass dies einheimische Produkte zu sein haben.

FMC-Chef Breitfeld ist begeistert: Die Volksrepublik setze Entscheidungen entschlossen durch, während andernorts jede Veränderung »ausgeregelt« werde. »In Europa hat noch keiner verstanden, was hier gerade geschieht«, sagt der Manager.

Bis 2030 sollen laut einem Ministeriumsplan mindestens zwei von fünf Autos auf Chinas Straßen ohne Verbrennungsmotor unterwegs sein. Das entspräche einem Verkauf von mehr als 15 Millionen

Fahrzeugen pro Jahr. Die meisten sollen, das ist das politische Ziel, aus heimischer Produktion kommen.

Die Verkehrswende ist Teil eines industriepolitischen Masterplans, der über die Automobilbranche hinausreicht. »Made in China 2025« heißt das Konzept des Regimes, das die viel zitierte »Werkbank der Welt« in eine Hightech-Supermacht verwandeln soll. Neben Robotik, künstlicher Intelligenz sowie Luft- und Raumfahrt ist die Elektromobilität eine tragende Säule der Strategie, die Staatschef Xi Jinping vorgegeben hat. Für ihn ist die Batterie der einzige Weg, um China zu einem »starken Land des Autos zu machen«.

Bislang hat das nämlich nicht geklappt. Unterhaltungselektronik, Solarmodule, Windräder – Weltmarkt um Weltmarkt haben chinesische Unternehmen erobert. Nur beim Auto sind sie gescheitert. Obwohl der Staat ausländische Hersteller verpflichtet hat, in China in Gemeinschaftsunternehmen mit einheimischen Firmen zu produzieren, reichte es nicht aus, sich die Technik abzugucken und sie zu kopieren. Zu komplex ist die Ingenieursarbeit rund um den Verbrennungsmotor.

Die Wende hin zum Elektromotor ändert für die Chinesen alles. »Sie setzen auf die neuen Technologiefelder Elektromobilität und Digitalisierung des

Autos«, sagt Jost Wübbecke, Programmleiter für Wirtschaft des Berliner Mercator-Instituts für China-Studien. »Denn diese Bereiche sind noch nicht von internationalen Spielern dominiert.«

Das heißt auch, es gibt weltweit nicht so viele Patente und Vorschriften. Die Motoren sind simpler, sie erzeugen weniger Hitze, weniger Lärm, keine Abgase, haben weniger Verschleiß. Und der Fortschritt bei den Batterien, die momentan noch die Reichweite vieler E-Mobile limitieren, ist rasant: Alle zwei bis drei Jahre verdoppelt sich die Energieleistung pro Kilo Gewicht. Heutige Akku-Prototypen, die bis zum Start von FMCs erstem Modell serienreif sein dürften, versprechen an die 500 Kilometer Reichweite. »Wir stehen am Übergang vom Exoten- zum Volumenmarkt«, sagt der Branchenexperte Meyer.

Dabei werden die neuen Autos wohl nicht nur wegen ihres Motors Maßstäbe setzen. E-Mobile brauchen keinen Kraftstofftank, kein Getriebe, keine Kupplung, keinen Schalldämpfer, keinen Katalysator, keinen Auspuff, keine Wasserkühlung. Das heißt: Es gibt mehr Platz für neue Funktionen. Und selbst für die brauchen chinesische Firmen keine westlichen Partner mehr.

FMC kann bei der Rundum-Digitalisierung seiner Fahrzeuge sogar mit dem eigenen Mutter-

konzern Tencent zusammenarbeiten. Was 2011 als Klon des amerikanischen Kommunikationsdienstes WhatsApp begann, ist mittlerweile eines der größten Internetunternehmen der Welt. Mehr als 800 Millionen Nutzer tauschen über dessen Nachrichtendienst WeChat nicht nur Mitteilungen und Fotos aus, sie kaufen auch über ihr WeChat-Konto Aktien, reservieren Restauranttische oder Flugtickets, bestellen Taxis, beantragen Visa oder laden Spiele herunter. Selbst bei Straßenverkäufern kann man das frisch gebackene Fladenbrot aus dem Holzofen per App bezahlen.

Gebühren und Werbeeinnahmen machen daraus ein lukratives Geschäft: Mit umgerechnet mehr als 200 Milliarden Euro Börsenwert war Tencent zum Jahreswechsel 2016/17 eines der 50 wertvollsten Unternehmen der Welt. Durch die Verbindung mit dem Elektroauto soll es noch profitabler werden. »Chinas Konzerne wollen ein digitales Ökosystem für das Auto aufbauen, das ihnen einen Absatzmarkt für ihre eigenen Dienste und Technologien bietet und nicht von ausländischen Anbietern und Patenten abhängig ist«, sagt der China-Experte Jost Wübbecke. »Dafür arbeiten sie in branchenübergreifenden Allianzen eng zusammen.« FMC ist mit seinen Eigentümern Tencent und Harmony das Idealbeispiel.

Die Erfolgsaussichten kann aber niemand wirklich absehen. Gerade müssen die beiden Gründer nämlich ein paar Probleme lösen, bei denen ihnen auch eine mächtige Regierung nur wenig helfen kann. Sie müssen binnen kurzer Zeit Heerschaaren von Managern und Ingenieuren für den Mittelbau ihres neuen Unternehmens anheuern. In China ist derlei qualifiziertes und kreatives Personal nicht einfach zu finden. Chinesische Akademiker erledigen ihre Arbeit zwar extrem zuverlässig, aber selbstständiges Denken und Innovation sind nach Ansicht einschlägiger Berater noch nicht weitverbreitet. Die Start-up-Chefs wetten im Grunde darauf, dass sie doch ein schlagkräftiges Team zusammenstellen können, welches noch dazu im globalen Verbund mit Bayern und Kalifornien harmonisiert.

Carsten Breitfeld und Daniel Kirchert pendeln seit Monaten zwischen Deutschland, China und Kalifornien, um das zu schaffen. Ihre Armbanduhren zeigen bisweilen noch Zeitzonen an, die sie schon längst wieder verlassen haben. So ist das mit der Globalisierung: Manager führen ein Leben im Flugzeug, damit vielleicht bald viel mehr Chinesen sauber und vernetzt Auto fahren können.

Aus finsterem Tal

Ein Pfarrer wird von seinen Erinnerungen eingeholt – als Kind wurde er von einem Priester missbraucht. Wie hält ein Mann das aus, dessen Beruf es ist, Glaube und Kirche zu präsentieren?

Von Manuel Stark

Die obersten Führer der katholischen Kirche, Papst und Kardinäle, ringen am Abend des 21. Februar 2019 um Fragen: tausende Kinder und Jugendliche wurden von Priestern sexuell misshandelt. Wie umgehen mit dieser Schuld? Der Missbrauchsgipfel tagt im Vatikan. Mehr als 1000 Kilometer entfernt, in einer kleinen Stadtkirche in Mittelfranken, wendet sich währenddessen ein Pfarrer an seine Gemeinde und bittet, der Kirche ihre Sünden zu verzeihen. Pfarrer Thomas trägt die Liturgischen Gewänder seines Amtes, über Schultertuch und Albe liegt eine grüne Stola – sie haben gerade die Eucharistie gefeiert, Brot gebrochen und Wein geteilt. Gekommen sind, wie bei jeder Werktagsmesse, die treuesten Mitglieder seiner Herde. Ein knappes Dutzend, etwa gleich viele Männer und Frauen, die meisten Mitte 40, ein paar sind älter. Alle falten die Hände zum Gebet, manche halten die Augen geschlossen. Was sie nicht wissen: der vertraute 57-Jährige mit dem lichten grauen Haar, der dort in seinen Amtsgewändern vor ihnen steht und um Verzeihung bittet, wurde in seiner Jugend selbst missbraucht. Von einem Priester.

Pfarrer Thomas, der seinen echten Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, hat trotz seiner Erfahrung ein Leben im Glauben gewählt – als Vertreter der katholischen Kirche. Wieso entschied er sich ausgerechnet für die Institution, aus deren Reihen ihm Leid angetan wurde? Und wie kann er zu einem Gott stehen, der das zugelassen hat?

30 Jahre lang hatte er seine Erlebnisse verdrängt. Bei posttraumatischen Belastungsstörungen tauchen Symptome oft erst Jahre später plötzlich auf.

Bei Pfarrer Thomas ist es ein Nachmittag im Frühsommer 2008, er sitzt auf der Couch, im Fernsehen erzählen Missbrauchsoffer davon, wie sie ihre Erlebnisse verarbeitet haben. Da erwacht ein Kribbeln in seinem Körper, es treibt jede Ruhe fort. Ihm wird heiß, ihm wird kalt. Er zittert. Die Nachrichten treiben Erinnerungen in ihm hoch. Er begreift: ich wurde selbst missbraucht, von dem Mann, der in mir das Interesse für Theologie geweckt und mich als Lehrer in Religion unterwiesen hatte, der später sogar die Empfehlung für meine Priesterweihe schrieb.

Was ist mir damals wirklich passiert? Diese Frage stellt sich Pfarrer Thomas als Erstes. Vielleicht bildet er sich alles nur ein, vielleicht ist gar nichts passiert. Vielleicht aber doch. Er weiß, dass die Diözese Bamberg einen Missbrauchsbeauftragten eingesetzt hat – den Kollegen aus der Nachbarparrei, er kennt ihn gut. Soll er anrufen? Aber was erzählen? Und wie wird der Kollege reagieren? Er zweifelt für Stunden, bis er schließlich die Nummer wählt. Die Stimme am Telefon begegnet seiner Angst mit Fürsorge: komm vorbei, sagt der Kollege, gleich morgen.

Je mehr die beiden reden, desto deutlicher kehrt die Erinnerung zurück. Angefangen hat es Ende der 60er, an seinem alten Gymnasium. Der Priester K. unterrichtete Religion. Auf dem Pausenhof gab es Gerüchte, man redete über den Lehrer, wie man eben über Lehrer redete. Alle wussten ein bisschen was, niemand nahm das Ganze allzu ernst. Im Kollegium war K. anerkannt, nur 20 Stunden in der Woche hielt er Unterricht, die restliche Zeit widmete er sich der Jugendarbeit. Die katholische Kirche leistete sich das. Es sollte jemanden geben, der den jungen Geistern Orientierung gab in Zeiten, in der die 68er Bewegung blühte und und Viele sich davor fürchteten, es drohe der Sittenverfall.

Pfarrer Thomas erinnert sich an K. als charismatisch, klug und intellektuell, aber auch als herrschsüchtig und unfähig im Umgang mit Kritik. In Sachen Pädagogik und Jugendarbeit galt K. als seiner Zeit voraus, niemand hätte es gewagt, ihn anzuzweifeln. Thomas hatte als Kind nur während des Unterrichts mit dem Priester zu tun. Er lernte dort, Kritik nur inhaltlich zu äußern und strich die Worte „Sie haben gesagt“ aus seiner Sprache. Für Auseinandersetzung mit dem Stoff war sein Lehrer offen. Wer es aber wagte, ihn als Person in Zweifel zu ziehen, den konterte er oft mit rhetorischer Überlegenheit, manchmal mit schlechten Noten.

Erst mit Beginn der 11. Klasse glitt Thomas tiefer in das Umfeld des Priesters K.. Der war Vorsitzender der Marianischen Kongregation (MC) Bamberg, einer katholischen Jugendorganisation, die eigene Sport- und Fußballplätze unterhielt und zu Ferienlagern und Auslandsfahrten lud – der Verein besaß sogar ein eigenes Schwimmbad.

Für einen Jugendlichen wie Thomas war die MC attraktiv. Er wuchs in einem strengen Elternhaus auf, sollte viel lernen, die Eltern waren sparsam mit freier Zeit für ihr Kind.

Die MC bedeutete Ausbruch, Freiheit, Erlebnisse: es gab eine eigene Band mit Jazztrompete, Keyboard, Gitarre und Gesang; trat sie bei Messen mit auf, war die Kirche voller Jugendlicher und alle sangen „kleines Senfkorn Hoffnung“. Sogar das Bier am Abend in der Kneipe war erlaubt. „Die sind katholisch, da kannst du schon mit“, sagte sein Vater. Der Verein bot an, wonach sich alle Jugendlichen sehnen: Zugehörigkeit.

Wer drin war, hielt zusammen, wer draußen war, sollte nicht zu viel wissen. Dieser geschützte Raum machte Debatten über Religion und Glaube in einer Offenheit möglich, wie sie Thomas bis dahin nicht kannte: bei einer Messe Anfang Dezember stand der Priester K. am Altar und sprach über die Grundsätze des Glaubens. Es gäbe wichtige Säulen der Kirchenlehre, aber die unbefleckte Empfängnis gehöre nicht unbedingt dazu. Der junge Thomas war beeindruckt. Kirche kannte er bisher nur durch seinen Dorfpfarrer, einen netten alten Herren mit der verstaubten Ansicht, an keiner Stelle der Bibel zweifeln zu dürfen. K. brachte eine neue Art von Glauben in Thomas Leben, eine, mit der er sich identifizieren konnte.

Im Gespräch mit seinem Kollegen, dem Missbrauchsbeauftragten, erkennt Pfarrer Thomas: der Priester K. hatte wesentlichen Einfluss, dass er selbst sich für ein Leben im Glauben entschieden hatte. Was macht das aus ihm?

Nach dem Treffen zieht Pfarrer Thomas sich zurück, er lässt sich krankschreiben und erzählt nur seinen engsten Mitarbeitern, was in ihm vorgeht. Nicht einmal der Kirchenvorstand weiß etwas. „Der Herr Pfarrer ist halt krank“, heißt es, wenn doch einmal jemand fragt. Dass der Herr Pfarrer zuhause sitzt und Psychopharmaka schluckt, weiß nur er selbst.

Er fühlt sich machtlos, als hätte er jede Kontrolle über sein Leben verloren. Was kann er tun? Eine Aussprache ist nicht mehr möglich, der Priester K. ist ein Jahr zuvor, im Frühjahr 2007, gestorben. Andere Betroffene kontaktieren? Mehrere hundert Jungs waren Mitglied im Verein, die meisten müssen Ähnliches erlebt haben. Aber die Kraft für eine Suche fehlt. Pfarrer Thomas bleibt allein. Antriebslos, lustlos, freudlos, sein Leben war immer zu bunt für diese Worte. Er hatte die Jahre genossen, sich über gute Konzerte gefreut, eine harmonische Andacht oder ein kühles Bier. Jetzt fehlt ihm für Wochen der Antrieb zu allem. Er war immer ein strukturierter Mensch, kontrollierte die Dinge – nun kontrollieren die Erinnerungen ihn.

Als er nicht mehr weiter weiß, sucht er Hilfe – ausgerechnet im Gebet. Das hat ihm immer Kraft gegeben.

Auch diesmal hilft das Beten ihm, ruhig zu werden. Wenn Andere zweifelten, zürnten, klagten, besann Pfarrer Thomas sich immer auf Logik: was sind die Grundlagen des Problems? In welche Facetten gliedert es sich? Welchen Trugschlüssen könnte ich unterliegen? Diesmal waren die Emotionen zu stark. Bis zum Gebet. Der Mann des Glaubens analysiert: es war nicht die Kirche, die

mir Schlimmes antat, es war ein Mensch. Der Herr lässt Schlimmes zu, hilft aber, es auszuhalten. Gott ist nicht nett, aber barmherzig.

Pfarrer Thomas möchte Gottesdienst feiern. Die Messe ist für ihn ein Kreis, in dem man ungestraft denken und reden kann, wo nie ein böses Wort fällt oder Streit und Eifersucht die Oberhand gewinnen. Leute kommen zusammen, um vor Gott zu stehen und sind verbunden im Wissen: wir sind akzeptiert.

Obwohl es ein Priester war, dessen Taten ihn im Schlaf verfolgen, freut Pfarrer Thomas sich auf die Werktagsmessen, auf Kindergottesdienste und auf Ostern. Er erkennt: durch meine eigene Arbeit bereichere ich meine Mitmenschen – das tut mir gut. Ich lasse mir meinen Glauben nicht nehmen.

Im Anfang war das Wort, heißt es in der Bibel bei Johannes. Auch für Pfarrer Thomas bedeutete ein Wort den Anfang: Die Last schlief in ihm, bis das Wort der Nachrichtensprecher sie weckte. Andere sprachen über Betroffene wie ihn, jetzt will er selbst das Schweigen brechen. Sein Fall ist längst verjährt, der Täter bereits tot, er wendet sich trotzdem an die Staatsanwaltschaft.

Im Gespräch mit der Staatsanwältin erzählt er von den guten Seiten des Priesters K., der hart arbeitete, um den Mitgliedern seines Vereins tolle Veranstaltungen zu ermöglichen. K. habe gebrannt für Fragen der Theologie und des Glaubens und dieses Feuer auch in ihm angesteckt. Thomas erzählt aber auch vom Corpsgeist, den der Priester schuf, vom Elite-Denken, das dafür sorgte, das Außenstehenden nie genau gesagt wurde, was im Verein passierte. Er erzählt davon, dass K. seine Macht manchmal offen missbrauchte und sich mit der Autorität als Vereinsvorstand für die Wahl seiner Favoriten als Jugendleiter einsetzte. Und er schildert, dass K. im Verein eine Hierarchie geschaffen habe, die in Stufen angelegt und auf einen obersten Führer zugespitzt gewesen sei, bei dem alle Fäden zusammenliefen; ein System, orientiert am Vorbild der katholischen Kirche. Niemand hätte K. jemals offen angezweifelt, weil das bedeutet hätte, am ganzen Verein zu zweifeln – als Mitglied also auch an sich selbst.

Und er erzählt vom Schwimmbad. Jede Woche war er zwei Mal dort, Freitag ab etwa 17 Uhr und Samstag um die Mittagszeit. In Gedanken geht er noch einmal den Weg entlang: er folgt der Kunststeintreppe ins Untergeschoss, von dort durch eine Milchglastür, dann rechts, am Rand des Beckens vorbei und wieder rechts, durch die Tür in die Dusche. An der linken Wand waren Duschköpfe angebracht, gegenüber eine lange Waschrinne mit Wasserhähnen. Dort hieß es antreten, immer in Gruppen von etwa 20 Personen. Nur der Priester K. trug eine Badehose, die Jungen stellten sich nackt auf. Dann begann die Kontrolle.

Die Staatsanwaltschaft Bamberg eröffnet das Strafverfahren gegen Priester K. am 15.03.2010. Es wird nach zehn Tagen eingestellt. Der Beschuldigte ist bereits verstorben.

Pfarrer Thomas wehrt sich in den folgenden Jahren gegen Kritik. Er solle den Ball flach halten, das sei alles lange her, heißt es von Kollegen. Andere schreiben ihm über soziale Medien, beleidigen ihn, machen ihm Vorwürfe – darunter auch Betroffene, die im Verein des Priesters K. in Leitungsränge aufgestiegen waren.

Spiel dich nicht so auf, fordert sogar ein guter Freund. Er hält dagegen: „ich will mir meine Erfahrungen nicht kleinreden lassen.“ Aber Missbrauch könne es doch überall geben. „Ja“, sagt Pfarrer Thomas. Aber um Probleme zu ändern, müsse man sie ansprechen: „ein Priesterseminar ist ein attraktiver Ort für pädophil und homophil veranlagte Menschen. Die Kirche ist eine von Männern dominierte Welt mit klaren und mächtigen Hierarchien. Dazu hast du als Priester dein Leben lang Umgang mit Heranwachsenden.“

Die Freundschaft zerbricht an dem Konflikt.

Er erfährt aber auch Zuspruch: der Erzbischof von Bamberg, Ludwig Schick, lädt ihn mehrmals zu persönlichen Gesprächen ein, zuletzt im Herbst 2018. Pfarrer Thomas erlebt den Bischof als guten Zuhörer, offen für Kritik und ehrlich interessiert an Aufarbeitung und Prävention. In einem Gespräch verweist der Bischof auf eine Bibelstelle, an der er sich orientieren wolle: „Die Wahrheit allein wird euch frei machen.“

Zur Wahrheit gehört aber auch: gerade einmal 88 Fälle dokumentiert die Missbrauchsstudie der katholischen Kirche in Bamberg. Zwar hat das Erzbistum 2008 über die Lokalpresse dazu aufgerufen, sich zu melden, doch weniger als zehn Betroffene des Priesters K. sind diesem Aufruf gefolgt. Drei von ihnen sagen, sie seien daraufhin von damaligen Führungskräften des Bistums kontaktiert und kritisiert worden.

Kommt die Wahrheit nur Scheibchenweise ans Licht, wird es schwer mit der Befreiung.

Am Abend des 21. Februar stellt sich Pfarrer Thomas vor seine Gemeinde, ein letztes Mal für diesen Tag. Er hebt die Hände, breitet die Arme aus und spricht den Segen. Dann wendet er sich ab, senkt den Blick und schreitet zur Sakristei. Er lächelt.

Zuhause angekommen schließt Pfarrer Thomas die Wohnungstür hinter sich und sagt: „Gottesdienst, das ist die schönste Stunde meines Tages. Aber nicht immer nur schön.“ Als er seine Leute um Entschuldigung bat, kamen die Bilder hoch. Das lässt ihn verstehen, wenn jemand sagt: dieser Kirche kann man nicht mehr vertrauen.

Er plädiert für einen anderen Weg: „die Kirche besteht aus Heiligen und Sündern. Eine Mischung, wie sie in jedem von uns existiert. Das kann ich akzeptieren.“ Was er nicht sagt: sein alter Mentor, der Priester K., dessen Namen er noch immer nuschelnd halb verschluckt, predigte eine ganz ähnliche Philosophie: „die Menschen sind nicht weiß, wie die Engel, und nicht schwarz, wie die Teufel, sondern grau, wie die Esel.“

Als im Januar 2007 der Trauergottesdienst von K. stattfand, waren die mehr als 500 Plätze der Kirche voll belegt. Auch Pfarrer Thomas war dort.

„Ich glaube, dass K. im Himmel ist“, sagt er heute. Dann macht er eine kurze Pause. „Aber ganz wohl ist mir nicht bei dem Gedanken, einen Platz neben ihm zu bekommen.“

Trotzdem: es wäre schön, mit ihm über das Geschehene zu sprechen. Wenigstens ein letztes Wort.